

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

EINUNDVIERZIGSTER BAND
2012 – 2013

WALLSTEIN VERLAG

INHALT

ERSTER TEIL

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENS

AM 9. JUNI 2013 IN BERLIN

<i>Ordenskanzler Eberhard Jüngel</i>	
Begrüßung	11
Gedenkworte	
<i>Ludwig Finscher</i>	
Dietrich Fischer-Dieskau	19
<i>Yuri Manin</i>	
Friedrich Hirzebruch	27
Festvortrag	
<i>Willem J. M. Levelt</i>	
Über Sprachtätigkeit – Untersuchungen zum Sprechvorgang	37
Aufnahme neuer Mitglieder: Laudationes und Dankesworte	
<i>James Sheehan</i>	
Caroline Walker Bynum	65

<i>Aribert Reimann</i>	
Wolfgang Rihm	70
Tischreden beim Abendessen im Schloß Bellevue	
<i>Bundespräsident Joachim Gauck</i>	79
<i>Ordenskanzler Eberhard Jüngel</i>	83
Tischrede beim Mittagessen auf Einladung des Staatsministers am 10. Juni 2013	
<i>Bernd Neumann</i>	89
Tischrede beim Abendessen auf Einladung des Ordenskanzlers	
<i>Hans Magnus Enzensberger</i>	
Dankesworte an Eberhard Jüngel	97

ZWEITER TEIL
DIE HERBSTTAGUNG IN TRIER
VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 2012

Lesungen

Albrecht Schöne

Lesung aus den Pour-le-mérite-Briefen
von Theodor Heuss 103

James Sheehan

Karl Marx: Eine Jugend in Trier 115

Durs Grünbein

Decimus Magnus Ausonius – »Mosella« 137

DRITTER TEIL
PROJEKTE DES ORDENS

BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT VON RUHM

Christian Tomuschat

Friedrich Carl von Savigny 151

VIERTER TEIL

BILDER

Interne Kapitelsitzung am 9.6.2013	175
Portraits der neuen Ordensmitglieder Bynum und Rihm.	184
Öffentliche Sitzung im Konzerthaus Berlin am 9.6.2013	186
Empfang beim Bundespräsidenten 9.6.2013	210
Mittagessen auf Einladung des Staatsministers am 10.6.2013	212
Besichtigung des Bundestages 10.6.2013.	222
Herbsttagung in Trier 2012	230

ANHANG

Satzung des Ordens	235
Verzeichnis der derzeitigen Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste	243

ERSTER TEIL

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENS
AM 9. JUNI 2013
IN BERLIN

ORDENSKANZLER
EBERHARD JÜNGEL

BEGRÜSSUNG

Herr Staatssekretär! Meine Damen und Herren!

Nein, ich habe zu Beginn dieser öffentlichen Sitzung des Ordens *Pour le mérite* nicht erneut – es wäre in meiner vierjährigen Amtszeit das dritte Mal! – den Rücktritt des Protektors des Ordens hinzunehmen. Daß unser Bundespräsident *Joachim Gauck* jetzt nicht unter uns ist, ist vielmehr auf die Tatsache zurückzuführen, daß er in diesen Stunden den Hochwassergeschädigten zur Seite steht und so allen Bürgerinnen und Bürgern *gelebte Nachbarschaft* vor Augen führt. Ich denke, das ist gut so. Und ich begrüße als Vertreter des Bundespräsidenten in unserer Mitte Herrn Staatssekretär *Gill* aus dem Bundespräsidialamt. Ich freue mich über seine Präsenz, wie ich mich über Ihrer aller Anwesenheit, meine Damen und Herren, herzlich freue.

Bewegt nehme ich zur Kenntnis, daß Frau Hirzebruch unter uns ist und eine Schar von Angehörigen mitgebracht hat, um mit uns ihres verstorbenen Mannes zu gedenken.

In Sonderheit begrüße ich sodann den für unseren Orden zuständigen Vertreter der Bundesregierung, Herrn Staatsminister *Neumann*. Ich begrüße aus dem für die Existenz des Ordens maßgeblichen Haus Hohenzollern *Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen* und *Georg Friedrich Prinz von Preußen*.

Ich heiße willkommen die hier anwesenden geistlichen Prälaten und weltlichen Praesides: die Eminenzen und Exzellenzen, in Sonderheit die Herren Botschafter der Hellenischen Republik, der Niederlande und der Republik Kolumbien. Ich heiße willkommen die unter uns weilenden Repräsentanten des Bundestages und der Landtage sowie alle Regierenden und Regierten.

Als Tübinger grüße ich mit besonderem Vergnügen den aus dem Ländle zu uns gekommenen Repräsentanten des Deutschen Literaturarchivs Marbach Herrn *Ulrich Rauff*.

Und mit großer Freude heiße ich unter unseren Gästen auch die Schülerinnen und Schüler sowie die Studentinnen und Studenten willkommen. Haben Sie Mut, sich Ihres eigenen Verstandes zu bedienen!

Am Ende der in Sonderheit zu begrüßenden Personen sind nun nicht noch weitere Gäste zu nennen, sondern vielmehr drei zu den Gastgebern gehörende Personen. Heute vormittag wurden die neuen Ordenskanzler gewählt, deren vierjährige Amtszeit am 1. Juli beginnt. Ich präsentiere Ihnen als neu gewählte Kanzlerin des Ordens deren derzeitige Vizekanzlerin Frau *Christiane Nüsslein-Volhard* und als neu gewählte Vizekanzler die Herren *Christian Tomuschat* und *Durs Grünbein*. Unsere guten Wünsche begleiten Sie in Ihr Amt und weichen auch während Ihrer Amtszeit nicht von Ihrer Seite.

Wenn Sie kommen, werde ich gehen. Und das ist die sich aufdrängende Gelegenheit, dem Sekretariat des Ordens und insbesondere Herrn Ministerialrat *Dr. Claussen* für die außerordentlich vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Ordenskanzler herzlich zu danken.

Erlauben Sie mir nun, meine Damen und Herren, einige Bemerkungen zum geplanten Ablauf dieser festlichen Veranstaltung.

Im Anschluß an diese Begrüßung werden wir der verstorbenen Ordensmitglieder gedenken. Dann wird *Willem Levelt* uns mit einem Festvortrag »Über Sprachtätigkeit« belehren, indem er uns »Untersuchungen zum Sprechvorgang« vorträgt. Wir sind gespannt.

Und schließlich folgt die Aufnahme der neuen Mitglieder in den Orden, die sich eine kurze Laudatio gefallen lassen müssen, bevor sie mit dem großen Ordenszeichen geschmückt werden.

Danach findet im Beethoven-Saal ein Empfang für Gäste der Ordensmitglieder statt. Nicht nur sie, sondern alle hier Versammelten danken dem Bläserensemble, das uns schon beim festlichen Einzug mit Klängen aus der von *Uri Rom* bearbeiteten Humboldt-Kantate von *Felix Mendelssohn-Bartholdy* erfreut hat und dies zum Abschluß dieser Veranstaltung wiederum tun wird.

Da das Ende meiner Amtszeit nun nahe und näher kommt, sei mir noch eine knappe Besinnung auf die Eigentümlichkeit des Ordens gestattet, dessen Kanzler zu sein ich vier Jahre lang die Pflicht und die Ehre hatte. Ja, das Ende naht. Doch keineswegs nur »jedem Anfang«, sondern auch manchem Ende »wohnt ein Zauber inne«¹, an dem ich Sie, meine Damen und Herren, wenigstens ein wenig teilhaben lassen möchte. Worin besteht der diesem Ende innewohnende Zauber?

Worin, wenn nicht in der sich nun wieder eröffnenden intensiven Wahrnehmung der Eigenarten dieses Ordens, die sich eigentlich von selbst verstehen. Da käme vieles in Betracht. Ich nenne für diesmal nur *eine* Eigenart und empfehle sie zugleich dem weiteren Nachdenken. Ich nenne das eine menschliche Lebensaufgabe bezeichnende, ebendeshalb aber auch vielstrapazierte Wort *Aufklärung*. Doch alle Strapazierung dieses Wortes kann uns nicht von der Erin-

nerung daran abhalten, daß zur Existenz des Ordens *Pour le mérite* seit seiner Gründung durch *Friedrich den Großen* und seit der Gründung seiner »Friedensklasse« durch *Friedrich Wilhelm IV.* so etwas wie *Aufklärung* gehört. Nicht daß die *Aufklärung* uns ein *aufgeklärtes* Zeitalter bescheren würde! Diese Auffassung würde schon an *Goethes* spöttischer Feststellung scheitern: »Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.« Der das »Zeitalter der Aufklärung« auch als »Zeitalter Friedrichs« bezeichnende *Immanuel Kant* hat deshalb seinen Lesern eingeschärft, daß zwischen einem *aufgeklärten Zeitalter* und dem *Zeitalter der Aufklärung* streng zu unterscheiden sei.² Kant war zwar der nicht unbedingt zu teilenden Ansicht, daß es irgendwann einmal auch ein *aufgeklärtes* Zeitalter geben könnte und sollte. Es sei nur noch nicht soweit. Doch selbst wenn man dergleichen zwar für wünschenswert, aber für nicht realisierbar hält, bleibt Kants Unterscheidung zwischen einem *aufgeklärten* Zustand und einer *aufklärenden* Tätigkeit wegweisend. Die *Aufklärung von Personen* ist auch dann geboten, wenn deren Zahl nicht in das wünschenswerte Maximum gesteigert werden kann. Immer weiter gesteigert werden kann und sollte indessen die den einzelnen Personen widerfahrende *Aufklärung*. Sie hat kein Ende.

Für diese Einsicht, meine Damen und Herren, ist der Orden *Pour le mérite* ein lebendiges Symbol. An seinen Mitgliedern läßt sich erkennen, daß selbst der aufgeklärteste Mensch immer weiterer Aufklärung, wenn nicht allezeit begierig, so doch allemal bedürftig ist. Was sollen wir nun dazu sagen? Ein Mensch, der nicht begehrt, was er doch braucht?

Wenn es um *Aufklärung* geht, wenn es um die *eigene Aufklärung* geht, dann steht es auch dem Theologen gut an, die so oft in einem schlechten Ruf stehende *Begierde* zu rechtfertigen, ja zu empfehlen: *Aufklärung* – begehre sie, so gut du kannst! Gewiß, *ultra posse nemo obligatur*. Niemand *muß* mehr, als er *kann*. Aber jeder *kann* mehr, als er meint.

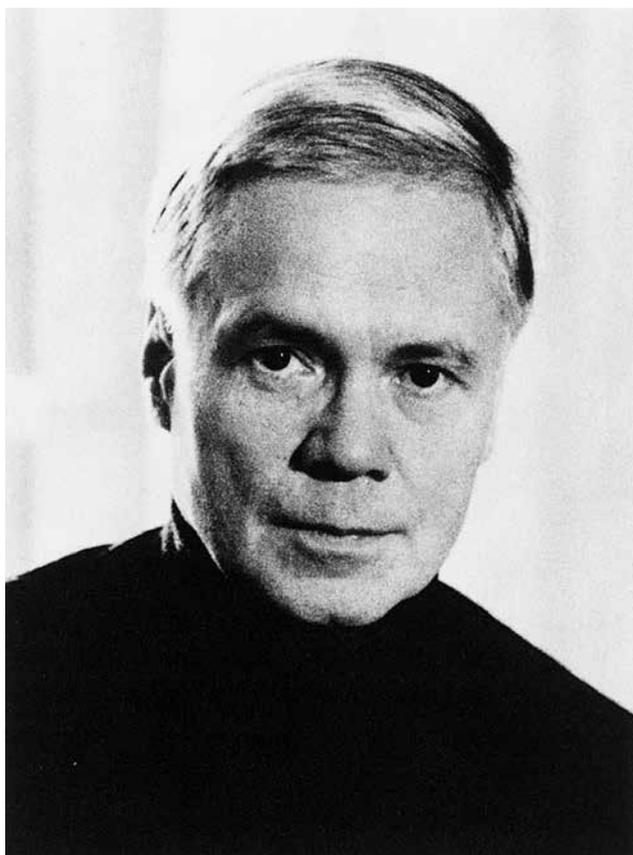
Anmerkungen

- 1 H. Hesse, Stufen.
- 2 I. Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Kants Werke. Akademie-Textausgabe Bd. VIII, 1968, 40.

GEDENKWORTE

DIETRICH FISCHER-DIESKAU

28. MAI 1925 – 18. MAI 2012



Jutta Rinow-Andersson

Gedenkworte für
DIETRICH FISCHER-DIESKAU

von
Ludwig Finscher

Herr Ordenskanzler,
hohe Festversammlung,
meine Damen und Herren,

wir trauern um Dietrich Fischer-Dieskau, der am 18. Mai 2012 gestorben ist. Er war Mitglied unseres Ordens seit 1984. Er war einer der größten Sänger des 20. Jahrhunderts.

Meine erste Begegnung mit Fischer-Dieskau fällt in das Jahr 1950. Ich war damals 20 Jahre alt und studierte Musikwissenschaft in Göttingen. Dort fand das Bachfest zum 200. Todestag des Thomaskantors statt, das im Ost-West-Konflikt kulturpolitisch aufgerüstet worden und künstlerisch entsprechend glanzvoll war. Fischer-Dieskau, ganz am Anfang seiner Laufbahn, hatte seinen ersten internationalen Auftritt. Davon war leider keine Aufnahme aufzutreiben, aber wer damals dabei war, wird es nicht vergessen haben. Heute nehmen wir vorlieb mit einem Ausschnitt aus der Aufnahme der Matthäus-Passion unter der Leitung von Karl Richter 1959 (Matthäus-Passion.

Schlußszene, Nr. 64: Rezitativ »Am Abend, da es kühle war« und Anfang Nr. 65: Arie »Mach dich, mein Herze, rein« T. 1-29).

Hier muß man zu starken Worten greifen: Das war – und ist es immer noch – eine Offenbarung: eine vollkommen schöne, technisch makellos geführte Stimme, ein innig erfüllter und dabei ganz natürlich wirkender Textvortrag im Rezitativ, eine visionäre und zugleich eigentümlich stille und einfache Darstellung in der Arie – scheinbar ganz ohne Kunstaufwand. Der Gegensatz zwischen Rezitativ und Arie ergibt sich aus der Textmenge, die im Rezitativ so differenziert vorzutragen ist, wie es Bach komponiert hat, und den zwei kurzen Gedichtzeilen der Arie, die als Affekt-Rede einen theologischen Horizont eröffnen. Wie der Sänger mit diesem Gegensatz umgeht, zeigen die beiden Pole von Fischer-Dieskaus Gesangskunst: die Entstehung des Singens aus dem emphatisch gesprochenen Wort und die Beschwörung und das Festhalten der erfüllten Zeit, in der Wort und Gesang in einer reicheren Einheit aufgehen. Es hat nicht viele Sänger gegeben, die so wie dieser aus dem Wort heraus gestaltet haben, und nicht viele, die Sprache so vollkommen in Gesang verwandelt haben.

Dazu gehörte eine außerordentliche Sensibilität für das dichterische Wort, eine ebenso außerordentliche literarische Bildung und Neugier. Es gehörte auch dazu, daß er mit »seinem« Repertoire nie fertig war – er hat Schuberts *Winterreise* unzählige Male gesungen und jedesmal so, als sei es für ihn und sein Publikum ein neues Werk. Der Moment der Aufführung war der Moment der Wahrheit. Die Tondokumente zeigen das sehr deutlich, und es ist ein nicht genug zu preisender Zufall, daß gerade bei diesem Sänger die ganze Laufbahn von der ersten *Winterreise* 1949 bis zur Schlußfuge von Verdis *Falstaff* am 31. Dezember 1992 praktisch vollständig dokumentiert ist.

Sie läßt sich verstehen als ein lebensbestimmender Arbeitsprozeß, als ein nie endender Dialog zwischen Werk und Interpretation, als

äußerste Herausforderung durch das Werk. Aus ihr wuchs der Drang, die Kunstgattung Lied in ihrem ganzen Umfang und bis in die Tiefe zu durchdringen. Daraus folgte auch ein Anspruch an das Publikum, der die Rolle dieser Gattung im Musikleben tiefgreifend verwandelte: Fischer-Dieskau sang nicht kulinarische Programme aus beliebten Liedern, sondern er sang Liederzyklen, wie sie von Komponisten gedacht waren, er spürte der Rolle nach, die ein Dichter für einen bestimmten Komponisten spielte, und ebenso der Rolle, die ein Dichter durch die Gattungsgeschichte hindurch hatte, er entdeckte fast vergessene Komponisten und setzte sich für lebende ein, die eine besondere Affinität zum Lied hatten (zwei von ihnen sind heute hier, Aribert Reimann und Wolfgang Rihm). Und er tat das alles von Anfang an – seine ersten Liederkonzerte 1948 und 1949 galten den Schubert-Zyklen und Schumanns *Dichterliebe*. Damals war das höchst ungewöhnlich, in Deutschland, dem Heimatland der Gattung, wie überall; heute ist es überall selbstverständlich. Fischer-Dieskau war Anfang Zwanzig und alles andere als berühmt, aber er brachte schon sein früheres Publikum dazu, im Lied eine höchst anspruchsvolle literarisch-musikalische Gattung zu verstehen – mit sanftem didaktischem Zwang, ausgerüstet mit der unwiderstehlichen Suggestivkraft seiner Gesangkunst. Aus dem didaktischen Impuls wiederum entstand die imponierende Reihe seiner Bücher über Lied, Liedgesang und Liedkomponisten. In der Musikwissenschaft gehört es zum guten Ton, diese Bücher als Zeitvertreib eines Musikers zu belächeln, aber es hat schon seine Richtigkeit, daß ihr Autor Ehrendoktor von vier nicht gerade belanglosen Universitäten war: Oxford, Yale, der Sorbonne und Heidelberg. Daß es nicht immer einfach war, diese Auszeichnungen in einem akademischen Milieu durchzusetzen, kann ich aus Erfahrung bezeugen.

Der Chance, seiner Arbeit am Werk mit Hilfe der Tonträger-Techniken Dauer zu geben, die Fischer-Dieskau so früh und so konsequent ergriff wie kaum ein anderer Musiker, hat sich die Chance zugesellt, seine Arbeit als historische Leistung zu verstehen. Er hat tatsächlich Musikgeschichte geschrieben. Ohne ihn würde das Lied keinen so

hohen Rang im Kanon der Musikgattung einnehmen, ohne ihn hätte es die so überaus reiche Kultur der Lied-Interpretation vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis heute nicht gegeben. Wir sind ihm Dank und Erinnerung schuldig.

FRIEDRICH HIRZEBRUCH

17. OKTOBER 1927 – 27. MAI 2012



F. Kessler

Gedenkworte für
FRIEDRICH HIRZEBRUCH

von
Yuri Manin

Als Friedrich Hirzebruch im Dezember 1945 sein Studium der Mathematik an der Universität Münster aufnahm, war er achtzehn Jahre alt.

Sich an diese Zeit zurückerinnernd, schrieb er 2009:

Wenn ich damals einen kurzen Lebenslauf abgeben mußte, dann enthielt er immer den Satz »Von Mitte Januar 1945 bis zum ersten Juli 1945 durchlief ich Arbeitsdienst, Militär und Kriegsgefangenschaft.«

Diese Aussage, die die Distanz zwischen der Gegenwart und der schweren Jugendzeit in den Kriegsjahren doppelt groß erscheinen läßt, entzieht sich jedem Versuch, diesen Schmerz eloquenter zu fassen.

Nachdem Hirzebruch sich 1956 in Bonn niedergelassen hatte, widmete er sich dem Wiederaufbau der Gemeinschaft der europäischen Mathematik, die wie so viele andere Institutionen und Leben durch den Krieg zerstört wurde.

Sowohl die brillante Idee der jährlichen Arbeitstagung als auch die spätere Gründung des Max-Planck-Instituts für Mathematik

(MPIM) trugen hierbei reichlich Früchte. Hirzebruch bemühte sich um das neue Europa, so wie Henri Cartan in Frankreich, indem er seinen Einfluß als international hoch anerkannter Wissenschaftler geltend machte.

Mein erster näherer Kontakt mit Fritz und Inge Hirzebruch ergab sich 1967.

Damals verbrachte ich sechs Wochen am Institut des Hautes Etudes in Bures-sur-Yvette, wo ich von Grothendieck in sein frisch konzipiertes Projekt »Motivische Kohomologie« eingeweiht wurde.

Im Anschluß an diesen Aufenthalt erhielt ich eine Reiseerlaubnis und ein deutsches Visum, die es mir auf meiner Rückreise nach Moskau ermöglichten, Bonn zu besuchen und an der Arbeitstagung teilzunehmen.

Die glückliche Anspannung, mit Grothendieck zu arbeiten, und der Zauber von Paris hatten mir sehr zugesetzt, aber in Bonn behandelten mich Inge und Fritz wie einen Sohn und verhalfen mir zu meiner Wiedergenesung. Ihre Güte und ihre Großzügigkeit werden mir für immer im Gedächtnis bleiben.

Das Jahr 1968 brachte ein abruptes Ende für den gerade aufkeimenden direkten Kontakt zwischen Mathematikern aus Westeuropa und ihren Kollegen in der Sowjetunion und in Osteuropa. Die nächste Generation, nach der von Hirzebruch und der meinen, hatte andere Sorgen. Jemand, der damals ein junger Mann war, erinnerte sich kürzlich folgendermaßen: »Wir hielten es für sehr wahrscheinlich, daß wir alle mitsamt dem Planeten in die Luft fliegen und daß es irgendwie an uns lag, obschon wir ja noch Kinder waren, dies zu verhindern.«

Wir und die Welt wurden nicht vernichtet. Die bestehende Ordnung der Dinge begann wieder stabil zu werden oder zumindest zu stagnieren. Ich hatte nicht die leiseste Vorahnung, daß diese Periode ebenfalls zu meinen Lebzeiten vorübergehen würde und daß ich nach einem Vierteljahrhundert Fritz wiedertreffen und sein Kollege am Max-Planck-Institut werden würde. Nach 1990 und dem Fall der Berliner Mauer war Friedrich Hirzebruch vielen Mathematikern aus der ehemaligen DDR eine überaus große Hilfe bei der

Suche nach neuen Stellen und der Fortführung ihres akademischen Lebens in dem neuen Umfeld. Jemand, der darüber besser informiert ist als ich, sollte Hirzebruchs diesbezügliches Engagement aufzeichnen und seine menschliche Fürsorge beschreiben.

Mathematik ist ein *travail de longue haleine*.

Leonard Euler (der in Basel geboren ist und in St. Petersburg gewirkt hat), durch die Königsberger Brücken inspiriert (die bei den Bombenangriffen 1944 und 1945 zerstört wurden), entdeckte die Definition der Eulercharakteristik eines Graphen.

Dieser Begriff entwickelte sich in den folgenden zwei Jahrhunderten weiter, und zu der Zeit, in der Friedrich Hirzebruch zum Mathematiker heranreifte, hatte dieser Begriff sich zu dem der *alternierenden Summe der Dimensionen der Kohomologiegruppen (invertierbarer) Garben* gewandelt.

Die berühmte *Hirzebruch-Riemann-Roch-Formel* (1954) gibt diese Zahl mittels geometrischer Invarianten auf dem Basisraum an. Hierbei spielt das *Todd-Geschlecht* eine essentielle Rolle.

John Arthur Todd stammte aus Liverpool.

Bei der ersten Arbeitstagung 1957 präsentierte Alexander Grothendieck, der Sohn eines russischen Anarchisten, selbst im freiwilligen Exil in Frankreich und auch überall sonst, seine weitreichende Verallgemeinerung.

Vielleicht verdient es das *Grothendieck-Hirzebruch-Riemann-Roch-Theorem*, welches die Arbeit von Dutzenden großer Geister aus allen Ecken Europas zusammenfügte und krönte, mehr als jedes andere Symbol, auf der Fahne eines Vereinigten Europas zu erscheinen.

FESTVORTRAG

WILLEM J. M. LEVELT

ÜBER SPRACHTÄTIGKEIT –
UNTERSUCHUNGEN ZUM SPRECHVORGANG

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrter Herr Kanzler,
sehr verehrte Damen und Herren,

die Lieblingsbeschäftigung aller Menschen ist wohl das Sprechen. Wir können uns stundenlang unterhalten, Geschichten erzählen, lehren oder uns streiten ... und natürlich mit uns selbst reden. Gelegentlich wissen wir, *worüber* wir reden. Aber wir merken nie, *wie* wir reden. Wir nehmen kaum etwas von den hochkomplexen geistigen Prozessen wahr, die uns das Sprechen ermöglichen. Wir sind wie der Lachs, der das Wasser nicht kennt, in dem er schwimmt. Oft bewundern wir das erstaunliche Können von Berufsmusikern, Tänzern und Spitzensportlern. Aber eine noch viel erstaunlichere Fähigkeit, die wir alle besitzen, nehmen wir als selbstverständlich hin: das Sprechen kostet nichts.

Aber glücklicherweise gibt es Wissenschaftler für Sprache. Spätestens seit der Arbeit des indischen Sprachwissenschaftlers Panini, vor etwa zweieinhalbtausend Jahren, sind sie damit beschäftigt, das scheinbar Offenkundige zu ergründen und dabei nach und nach die Mysterien unserer Sprachfähigkeit zu lüften. Sie sind die Astrono-

men des menschlichen Geistes. *Ein Sprachwissenschaftler* soll besonders hervorgehoben werden, wenn ich hier in Berlin über den Sprechvorgang vortrage: Wilhelm von Humboldt (siehe Abbildung 1).

Die Sprachwissenschaftler seiner Zeit hatten begonnen, die faszinierenden Gemeinsamkeiten in den persischen, indischen und europäischen Sprachen, also in der indoeuropäischen Sprachfamilie, zu erkunden. Ihre Erkenntnisse beruhten ausschließlich auf der Analyse und dem Vergleich alter oder sehr alter geschriebener Texte. Humboldt erkannte, daß diese Texte Erzeugnisse der Sprache sind, aber nicht die Sprache an sich. Was aber ist dann Sprache?

»Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn. Sie ist nämlich die ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen.«

Sprache ist eine geistige Tätigkeit. Sie ist das, was der Sprecher tut, wenn er Gedanken in Schallwellen umsetzt. Genau das ist heute unser Thema.

Diese genetische Definition der Sprache fand im Laufe des 19. Jahrhunderts stets breitere Anerkennung. Der Höhepunkt war Wilhelm Wundts Werk *Die Sprache* aus dem Jahre 1900. Ordensmitglied Wundt beschrieb in seiner Theorie im Detail, was der Sprecher tut. (Siehe Abbildung 2a).

In seinem Leipziger Labor arbeitete ein etwa fünfundzwanzigjähriger amerikanischer Student, James McKeen Cattell (Siehe Abbildung 2b). Er war der erste, der – in Millisekunden – den genauen Zeitverlauf davon bestimmte, wie wir Bilder, Farben, Zahlen, Wörter und Buchstaben benennen. In meinem neuen Buch können Sie mehr über die spannende Schöpfung dieser jungen Wissenschaft lesen. (Siehe Abbildung 3)

Also, wie sprechen wir? Lassen Sie uns zunächst einmal die Sprache bei der Arbeit beobachten. Eine Mitarbeiterin an meinem Institut hat mir von ihrem Italienurlaub erzählt. Ich nenne sie hier Evelyn.

Hier ist ein Ausschnitt der Audioaufnahme, die ich davon gemacht habe – hier natürlich nur als Text wiedergegeben.

Ich möchte etwas über unseren Italienurlaub erzählen. Wir sind im Herbst gewesen; an der Westküste von Italien in einem relativ unbekanntem und touristisch noch nicht so entdeckten Gebiet. Es liegt nördlich von ... ahm ... Ancona. Es ist ein Weingebiet. Es ist auch ein Wandergebiet. Die Strände dort sind leider noch nicht so erschlossen. Die sind ... ah dort ist sehr viel Industrie.

Wie können wir Evelyns Sprachtätigkeit analysieren? Wilhelm von Humboldt hat eine sehr nützliche Unterscheidung eingeführt: Es gibt danach zwei Aspekte des Sprechens und folglich der Sprache. Er nannte sie innere und äußere Sprache.

Innere Sprache: von Absicht zu Wortwahl und Satzbau (»Gedanken«).

Äußere Sprache: von Satz- und Wortform zu Silbenreihung und Artikulation (»Laut«).

Humboldt hat diese Unterscheidung nicht gerade genau definiert, aber seine Anhänger, unter ihnen auch Wilhelm Wundt, erkannten hierin die Möglichkeit, zwei Komponenten in der Produktion von Sprache zu unterscheiden. Innere Sprache bezieht sich auf die psychologischen Prozesse, die von einer Sprechabsicht zu Wortwahl und Satzbau führen. Äußere Sprache ist die Tätigkeit, die die Sätze und ihre Wörter in eine Abfolge ausgesprochener Silben umsetzt. Und tatsächlich hat sich gezeigt, daß diese beiden Komponenten der Sprachtätigkeit recht unabhängig voneinander sind. So entwickeln sie sich im Spracherwerb von Kindern weitgehend unabhängig; sie unterscheiden sich in ihrer neuronalen Basis im Gehirn (über die ich heute nicht reden werde), und sie lassen sich auch bei der Produktion von Sprache gut trennen. Betrachten wir also zuerst Evelyns innere und dann ihre äußere Sprachtätigkeit. In beiden Fällen werde ich die Hauptkomponenten dieser Tätigkeiten bloßlegen. Abbildung 4 zeigt alle diese Komponenten, die ich im Folgenden nacheinander besprechen werde. Ich nenne dieses Diagramm den »Grundriß« des Sprachsystems.

Innere Sprachtätigkeit

Also, als erstes hat Evelyn sich überlegt, was sie mir von ihren Ferien erzählen will. Sie tut dies in einer geordneten Abfolge von Aussagen. Diese Auswahl und Anordnung des Inhalts, also dessen, *was* gesagt werden soll, nennen wir *konzeptionelle Vorbereitung*.

Dies ist der erste Teil unseres theoretischen Grundrisses (siehe Abbildung 4, oben links). Wie schnell plant Evelyn den Inhalt ihrer Schilderung? Und wieviel Zeit braucht sie dazu, eine elementare Aussage – eine Proposition – auszusprechen? Die Gelehrten sind sich hinsichtlich der Definition von Propositionen nicht recht einig, aber als Faustregel kann man sagen, daß jede Proposition um ein Vollverb herum organisiert ist. Also habe ich auf jedes Vollverb in Evelyns Schilderung einen Klicklaut gesetzt. In Abbildung 5a sind diese Klicklaute als kleine vertikale Striche unter dem laufenden Sprachsignal plaziert. Es zeigt sich, daß es über die ganze Strecke von 27 Sprechsekunden nur 7 Striche, d. h. Vollverben gibt, etwa eins alle vier Sekunden. Das Planen und Anordnen von Information für eine Äußerung ist offenbar eine ziemlich langsame Angelegenheit. Das gilt nicht nur für Evelyn, sondern für alle Sprecher. Komplizierte Sachverhalte auszudrücken erfordert viel Aufmerksamkeit.

Lassen Sie uns einen Aspekt dieser Planung etwas genauer betrachten. Wie legen wir die Reihenfolge der relevanten Information in der Äußerung fest? Bei Berichten und Erzählungen ist das leicht – da folgen wir einfach der chronologischen Reihenfolge. Aber die Reihenfolge wird zu einem echten Problem, wenn man zum Beispiel die eigene Wohnung oder andere zwei- oder dreidimensionale räumliche Gegebenheiten beschreiben soll. Man muß dann die mehrdimensionale räumliche Anordnung in eine lineare zeitliche Abfolge von Propositionen umsetzen, ohne dabei das Ganze aus den Augen zu verlieren. Wo soll man nun anfangen, wo enden? Wir nennen dies *das Linearisierungsproblem* des Sprechers.

Um es zu untersuchen, haben wir Versuchsteilnehmer gebeten, Muster wie in den Abbildungen 6a, 6b und 6c zu beschreiben. In welcher Reihenfolge benennen sie die bunten Punkte und ihre Verbindungen?

dungen? Wir fanden heraus, daß Sprecher dabei drei einfachen Regeln folgen.

Die erste Regel ist, den Verbindungen zu folgen. Keine vernünftige Versuchsperson benennt bei Abbildung 6a erst den grünen, dann den violetten und dann den roten Punkt. Statt dessen gehen alle Versuchsteilnehmer von Grün, zu Blau, zu Rot, zu Gelb, und schließlich zu Violett. In all unseren Experimenten haben wir keine einzige Ausnahme von diesem Verbindungsprinzip gefunden.

Aber was tun, wenn es keinen *nächsten* Punkt mehr gibt, also wenn ein Pfad zu Ende ist? Das geschieht zum Beispiel, wenn Sie bei Abbildung 6b gemäß der Verbindungsregel vom blauen Punkt zum grünen Knotenpunkt gegangen sind und dann weiter zum grauen und violetten Knotenpunkt und schließlich zum roten Punkt. Dann greift die zweite Regel, nämlich zum letzten unerledigten Knotenpunkt zurückzukehren. Das ist hier der violette Punkt. Von hier aus geht man dann zum grünen Punkt. Anschließend springt man zum vorletzten, grauen Knotenpunkt und fährt dann mit der Beschreibung des blauen Knotenpunkts fort usw. Wenn man sich einen Weg durch so ein komplexes Muster bahnt, dann legt man Knotenpunkte sozusagen auf einem »Stapel« im Gedächtnis ab. Wenn man das Ende eines Pfades erreicht hat, dann geht man zum obersten Knotenpunkt auf dem Stapel zurück und beschreibt von dort aus einen neuen, noch nicht beschriebenen Pfad zum Ausgang. So arbeitet man rekursiv weiter, bis man alle aufgestapelten Knotenpunkte abgearbeitet hat. Die Regel ist hier »last in – first out« – »als letzter hinein, als erster hinaus«. Auch dieses Stapelprinzip gilt beinahe uneingeschränkt; unsere Versuchspersonen haben es nur äußerst selten verletzt.

Nun ist ein Knotenpunkt naturgemäß ein Punkt, an dem man sich zwischen zwei oder mehr Pfaden entscheiden muß. Welchen Pfad wählt man nun als erstes? Wie würden Sie z. B. fortfahren, wenn Sie den blauen Knoten auf Abbildung 6c erreicht haben? Hier kommt die dritte Regel, eine Wahrscheinlichkeitsregel, zum Zuge: dieser Regel zu Folge wählt man zunächst den einfachsten Pfad. Dies ist der Pfad mit der geringsten Anzahl weiterer Knotenpunkte. Demzu-

folge wählten unsere Versuchspersonen hier am blauen Wahlpunkt also zumeist den rechten Pfad. So brauchten sie keine weiteren Knotenpunkte zu ihrem Stapel im Gedächtnis hinzuzufügen. Wenn sie nach links gegangen wären, dann hätte sich kurzfristig ein Stapel mit zwei Knotenpunkten, dem blauen und dem gelben Punkt, gebildet; und das haben die Versuchsteilnehmer vermieden.

Wir konnten zeigen, daß diese drei Regeln nicht nur bei der Linearisierung visueller Gegebenheiten Anwendung finden, sondern sehr allgemeiner Natur sind. Sie werden zum Beispiel auch angewandt, wenn man seine Verwandtschaftsbeziehungen beschreibt. Es gibt hier übrigens eine interessante Parallele zwischen dem Linearisierungsproblem des Sprechers und dem Problem, auf das Chemiker stießen, als sie die komplexen räumlichen Strukturen von Molekülen in linearen chemischen Formeln abbilden wollten.

Die Linearisierung setzt sich fort, während man spricht. Gehen wir zu der Beschreibung von Evelyn zurück. Evelyn hat also nicht schweigend die ganze Abfolge von Propositionen geplant, bevor sie mit der Schilderung anfangt. Statt dessen hat sie zu sprechen angefangen, sobald der erste Gedanke zur Äußerung bereitstand. Mit Hilfe des Verbindungsprinzips konnte sie den nächsten Gedanken aus dem Gedächtnis abrufen, während sie den ersten sprachlich ausdrückte. Sprache wird stückchenweise, inkrementell, erzeugt. Wie wir sehen werden, gilt dies nicht nur für die Planung des Inhalts, sondern auf allen Ebenen der Sprachtätigkeit, einschließlich der Aussprache.

Natürlich muß der Inhalt jeder einzelnen Proposition im Detail geplant werden. Wenn Sie das Muster in Abbildung 6c beschreiben, dann können Sie erklären, daß man beim blauen Punkt links zum roten Punkt gehen muß. Sie fangen also an, die Äußerung »Nach links gehen zum roten Punkt« zu planen. Hierbei wählen Sie unter anderem ein Bewegungskonzept (GEHEN), ein Richtungskonzept (LINKS), eine Farbe (ROT) und eine Form (PUNKT) aus – siehe Abbildung 7. Wir nennen diese Begriffe lexikalische Konzepte, weil wir dafür Wörter in unserer Sprache, in unserem mentalen Lexikon, haben. Die Bedeutung eines Eintrags in unserem Lexikon ist ein

lexikalisches Konzept. Es ist rechts oben im Grundriß (Abbildung 4) abgebildet. Dieses blaue Oval stellt die Bedeutung des Lexikoneintrags dar: ROT oder PUNKT oder GEHEN oder LINKS.

Wir wissen aber mehr über ein Wort als nur seine Bedeutung. Wir wissen auch, wie es im Satz verwendet werden kann. Das ist die syntaktische Information über das Wort. Wir sprechen hier vom *Lemma* eines Wortes. Siehe das blaue Oval unter »Konzept« rechts oben in Abbildung 4. Wir wissen zum Beispiel, daß »gehen« ein intransitives Verb ist – es kann nicht direkt mit einem Objekt verbunden werden. Man kann zum Beispiel nicht sagen »ich gehe den Hund«. Oder nehmen Sie »Punkt«. Es ist ein Nomen, das mit einem Adjektiv, etwa »rot«, kombiniert werden kann.

Lemmata ähneln Legosteinen, die auf bestimmte Weise zusammengesetzt werden können. Wir können damit komplexe syntaktische Muster bauen. Die Lemmata ROT und PUNKT können sich verbinden und so die Phrase »roter Punkt« hervorbringen. Dies ähnelt ein wenig dem Aufbau komplexer chemischer Moleküle aus einer kleinen Gruppe von Atomen.

Schließlich gehören zu jedem Wort auch Angaben zur Aussprache. Jedes Wort hat eine bestimmte phonologische Form, die aus Vokalen, Konsonanten, d. h. Phonemen besteht. Wir bezeichnen dies als die Form des Wortes (siehe das braune Oval in Abbildung 4) Das Wort »rot«, zum Beispiel, hat als Wortform die Phonemfolge *r-o-t*.

Ein vollständiger Lexikoneintrag ist also eine Triade von Bedeutung, Syntax und Form. Als gebildete Erwachsene kennen wir etwa fünfzig- bis hunderttausend solcher Triaden. Das ist unser *mentales Lexikon*.

Gehen wir nun zurück zu unserer Sprecherin, Evelyn. Sie erzeugt einen Strom von Wörtern. Wie schnell geschieht dies? Ich habe in Abbildung 5b jedes Wort im Sprachsignal mit einem Strich markiert. Wie Sie sich erinnern, war das Tempo der Propositionen in Evelyns Schilderung recht gemächlich. Bei den Wörtern ist das anders. Sie haben hier eine Geschwindigkeit von etwa zwei Wörtern pro Sekunde, aber es können auch leicht bis zu vier oder fünf Wörter pro Sekunde werden. Das ist also das Tempo, mit dem Evelyn Wörter

aus ihrem Lexikon mit seinen 50.000 bis 100.000 Einträgen ausgewählt. Dieser Selektionsprozeß ist nicht nur rasend schnell, sondern auch sehr robust. Daß wir etwas Falsches auswählen, so wie hier, ist eher selten:

Lexikalische Selektionsfehler

Und dann kommst du zu *Blau* – ich meine Grün
... ich kann ihr nichts *Gutes* ... ah! Schlechtes nachsagen.
... hast du mal einen *Radiergummi* [Gemeint: Spitzer]
... das Einschlagen eines *Hammers* [Gemeint: Nagels]
(aus den Bierwisch, Leuniger, Meringer und Levelt Corpora)

Die durchschnittliche Fehlerrate ist geringer als ein Fehler pro 1000 Wörter.

Zurück zum fehlerfreien Sprechen. Ganz wichtig ist, daß Wörter nicht in zufälliger Folge auftreten, sondern in einer wohlgeformten syntaktischen Abfolge stehen. Dieser Prozeß der Auswahl von Lemmata zur Äußerung und ihrer Anordnung in der richtigen syntaktischen Reihenfolge mitsamt den richtigen grammatischen Markierungen heißt »grammatische Kodierung«. Sie ist in Abbildung 4 links oben als zweites blaues Feld im Grundriß angedeutet. Die Abfolge der Wörter im Satz muß natürlich den syntaktischen Eigenschaften der ausgewählten Lexikoneinträge, ihren Lemmata, den Legosteinen, entsprechen. Ab und zu entstehen bei der grammatischen Kodierung syntaktische Fehler wie diese:

Syntaktische Fehler

Zu übersetzen gelungen ist mir der Brief nicht.
Dann muß daran versucht werden, etwas zu ändern
(aus dem Bierwisch Corpus)

Diese beiden Aspekte der grammatischen Kodierung, die Auswahl und die serielle Ordnung von Wörtern, haben wir ausführlich untersucht. Ich möchte zunächst kurz auf die Auswahl von Lemmata eingehen.

Bei der Auswahl von Lemmata für eine Äußerung entsteht immer eine Art Konkurrenz zwischen Wörtern mit ähnlicher Bedeutung. Deshalb sagen wir manchmal etwa *links* statt *rechts* oder *Frage* statt *Antwort*. Wie stark die Konkurrenz zwischen Wörtern ist, kann man messen, und das haben wir, buchstäblich in Dutzenden von Experimenten getan. Ich möchte Ihnen ein solches Experiment als Beispiel beschreiben. Sehen Sie sich einmal in Abbildung 8 die 25 Bilder aus einem Bildbenennungsexperiment an. In der ersten Reihe stehen Transportmittel: Zug, Fahrrad, Auto und so weiter. In der zweiten stehen Werkzeuge, zum Beispiel ein Besen und eine Axt, in der dritten Reihe stehen Tiere, in der vierten Möbel und in der fünften schließlich Kleidungsstücke. Im Experiment sind wir folgendermaßen vorgegangen: In jedem Versuchsdurchgang sah die Versuchsperson ein Bild und sollte es so schnell wie möglich benennen. Im ersten Testblock haben wir nur die Transportmittel aus der ersten Reihe benennen lassen, und zwar jedes Objekt mehrmals, in zufälliger Abfolge. Wir haben dabei die Zeit vom Bildbeginn bis zum Anfang des gesprochenen Wortes gemessen. Das sind im Mittel etwa 600 ms. Im nächsten Testblock haben wir dann nur die Werkzeuge aus der zweiten Reihe benennen lassen, wieder viele Male in zufälliger Reihenfolge, danach die Tiere und so weiter. Wir nennen dies die homogene Versuchsbedingung, weil hier alle Bilder, die im selben Testblock vorkommen, zur selben semantischen Klasse gehören.

Man kann aber auch spaltenweise testen. Dann ergibt sich bei der ersten Spalte: Zug, Besen, Maus und so weiter. Das haben wir auch nacheinander für jede der fünf Spalten, gemacht. Wir nennen dies die heterogene Bedingung, weil nun die Bilder, die im selben Testblock vorkommen, verschiedenen semantischen Klassen angehören. Nun kommt die experimentelle Frage: Nehmen Sie zum Beispiel die Maus. Was meinen Sie, wird die Maus nun in der homogenen oder in der heterogenen Bedingung schneller benannt? In der homoge-

nen Bedingung, wo man nur Tiere zu benennen hat, wissen Sie als Versuchsperson bereits, daß auch das nächste Bild wieder ein Tier sein wird. Man sollte meinen, daß Ihnen das hilft, schnell zu reagieren. Unsere Konkurrenztheorie sagt aber etwas anderes vorher. Achten Sie auf das Zielwort *Maus* (in Abbildung 8 umzirkelt). Abbildung 9a zeigt, was in der homogenen Testbedingung geschieht, wenn Sie die Maus anschauen, um sie zu benennen. Sie sehen die Maus; dies aktiviert das Konzept MAUS. Sie müssen nun das zugehörige Lemma MAUS auswählen, jedoch *nicht* das Lemma SPINNE. Aber das Konzept MAUS schickt eine Aktivierung zum Konzept TIER und weiter zum Konzept SPINNE und seinem Lemma. Nun sind also beide Lemmata, MAUS und SPINNE, aktiviert. Tatsächlich werden so die Lemmata aller fünf Tiere aktiv. Sie konkurrieren miteinander, und das verursacht eine Verzögerung aller Tierantworten. Wenn aber das Bild der Maus in der heterogenen Testbedingung unter unähnlichen Bildern erscheint, zum Beispiel mit dem Zug (siehe Abbildung 9b), dann entsteht diese Aktivierungsausbreitung nicht, weil es keinen gemeinsamen, direkt übergeordneten Begriff gibt. Die Konkurrenz ist daher weniger scharf. Dies ist, was die Theorie, entgegen der Intuition der meisten Betrachter, vorhersagt: Langsamere Benennungen unter homogenen als unter heterogenen Bedingungen. Und genau dies haben wir gefunden (siehe Stabdiagramm zur Sprechlatenz in Abbildung 10).

Dies ist nur ein Beispiel unserer experimentellen Arbeit zur Auswahl von Wörtern beim Sprechen. Das Modell, das ich zusammen mit Ardi Roelofs, Antje Meyer und vielen unserer Studenten entwickelt habe, beinhaltet eine genaue Darstellung des Zeitverlaufs der Wortwahl unter Konkurrenzbedingungen.

Kurze Einblicke in den Wettbewerb zwischen den Wörtern eröffnen uns auch gelegentliche Entgleisungen der Wortwahl. Selektionsfehler, wie wir sie oben gesehen haben, zeigen, daß ein bedeutungsverwandtes Wort (»blau« statt »grün«, »Gutes« statt »Schlechtes«, usw.) so stark aktiviert war, daß es das Zielwort ersetzte.

Es gibt auch seltene Fälle, in denen zwei konkurrierende Wörter gemeinsam ausgewählt und dann miteinander verschmolzen wer-

den. Oft handelt es sich bei diesen Verschmelzungen um beinahe synonyme Wörter.

Wortverschmelzungen

Wir wollen keine ellenlose Debatte (ellenlange / endlose).
Denn die Sache ist kein Sperz (Scherz / Spaß)
Was hält die Koalition noch zustande? (zustande bringen /
zusammenhalten) (aus dem Bierwisch Corpus)

Die Einheiten, die wir bei der Auswahl aus dem Lexikon verwenden, sind nicht nur Wörter, sondern auch Redewendungen, wie *um den heißen Brei herumreden*, *den Kopf verlieren* oder *guter Laune sein*, und Sprichwörter wie *am Abend wird der Faule fleißig* oder *gut Ding will Weile haben*. Ungefähr 8% aller Wörter, die wir aussprechen, gehören zu solchen Redewendungen. Wir haben im Experiment zeigen können, daß sich auch bei der Auswahl solcher Redewendungen Konkurrenz ergibt. Und genau wie bedeutungsähnliche Wörter verschmelzen manchmal auch ähnliche Redewendungen, wie in diesen Beispielen:

Verschmelzungen von Redewendungen

Zur Frage gekommen (zur Sprache gekommen / in Frage gestellt worden).
Er setzt sich auf den Hinterkopf (er setzt sich in den Kopf / er stellt sich auf die Hinterbeine). (aus dem Meringer corpus)

Damit befinden wir uns bereits mitten in der syntaktischen Planung und Anordnung, einem besonders spannenden Kapitel unserer Wissenschaft, das ich hier aber leider nicht weiter erörtern kann. Das Ergebnis dieser syntaktischen Prozesse ist die Bildung von Phrasen oder Satzteilen.

Äußere Sprachtätigkeit

Lassen Sie uns jetzt die äußere Sprachtätigkeit unserer Sprecherin Evelyn betrachten. Evelyn erzeugte eine Abfolge von gesprochenen Silben. Silben sind die artikulatorischen Einheiten unserer Sprache. Wie schnell produzierte Evelyn ihre Silben? Sehen Sie sich dazu Abbildung 5c an.

Ich habe einen Strich bei jeder Silbe gesetzt. Das sind drei bis vier Silben pro Sekunde. Die Silben bestehen ihrerseits aus Konsonanten und Vokalen. Was ist nun die Geschwindigkeit dieser elementaren Sprachlaute? Das zeigt uns Abbildung 5d, in der jeweils ein Strich für jeden Sprachlaut steht. Die durchschnittliche Geschwindigkeit ist etwa zehn Sprachlaute pro Sekunde, aber Sprints bis zu 15 Lauten pro Sekunde sind ganz normal. Die Hände der allerbesten Pianisten erreichen etwa 15 Anschläge pro Sekunde. In unserer Sprache erreichen wir alle diese Geschwindigkeit, und zwar ohne jegliches intensives Sprachtraining. Wie bereitet sich ein Sprecher auf diesen Strom von Sprachlauten vor? Er kann ihn unmöglich wirklich *planen*, im Sinne von – »soll ich nun >p< oder >t< sagen?« Es geht hier um eine völlig automatisierte Fertigkeit. Wie ist sie organisiert?

Es handelt sich um zwei superschnelle Prozesse, die einander auf den Fersen folgen. In unserem Grundriß, Abbildung 4, sind sie als zwei braune Felder dargestellt. Ich beschreibe sie Ihnen nacheinander. Achten Sie aber zuerst einmal besonders auf die Position der phonologischen / phonetischen Kodierung im Grundriß. Zwischen dem begrifflichen Organ der inneren Sprache (die blauen Felder) und den motorischen Organen der äußeren Sprache (die braunen Felder) liegt so etwas wie eine Kluft, sowohl in psychologischer Hinsicht als auch neurologisch, in der Sprachentwicklung und selbst in der Evolution.

Betrachten wir zunächst das *phonologische Kodieren*. Um die flüssige Aussprache einer Abfolge von Wörtern vorzubereiten, muß der Sprecher für jedes einzelne Wort die Form, das letzte (in der Abbildung braune) Element im Lexikoneintrag, abrufen. Manchmal ist das nicht ganz einfach. Etwas dramatisch ausgedrückt: der Sprecher

muß die Kluft im System überwinden, nämlich vom kognitiven zum motorischen Feld. Sie kennen alle die peinliche Situation, wenn uns plötzlich ein Wort nicht mehr einfällt, etwa der Name einer Person, einer Stadt oder einer Pflanze. Wenn Ihnen so das Wort auf der Zunge liegt, dann können Sie die Kluft nicht überwinden.

Aber unsere Theorie sagt vorher, daß wir in dieser unglücklichen Lage die syntaktischen Merkmale des gesuchten Wortes kennen, weil das Lemma, das zweite Element der Triade, noch richtig ausgewählt wurde. Und tatsächlich ist das oft der Fall. Als Sprecher des Deutschen kennen Sie zum Beispiel oft das grammatische Geschlecht des gesuchten Wortes. Sie wissen also, daß es sich zum Beispiel bei dem Pflanzennamen um ein *der-*, *die-* oder *das-* Wort handelt. Experimentell ist dies mit Sprechern des Italienischen nachgewiesen worden.

Besonders bei selten vorkommenden Wörtern kann es schwierig sein, die Kluft zu überwinden. Die Worthäufigkeit spielt eine wichtige Rolle. Beachten Sie Abbildung 11. Sie können das Bild einer Nase zum Beispiel viel schneller – nun, etwa 30 Millisekunden schneller – benennen als das eines Hasen. »Nase« kommt in der Sprache viel häufiger vor als »Hase«. Dies ist der klassische Worthäufigkeitseffekt. Wir konnten zeigen, daß er vor allem beim Zugriff auf die Form der Wörter entsteht. Die Form ist, wie gesagt, die Kombination von Sprachlauten, die im Lexikon gespeichert ist. Man kann den Zugriff zu dieser Form eines Wortes beim Bildbenennen erleichtern, indem man den Sprecher über Kopfhörer ein ähnlich klingendes Wort hören läßt, d. h. ein Wort mit ein, zwei oder mehr übereinstimmenden Sprachlauten. Sie können also das Bild: der »Hase«, schneller benennen, wenn Sie gleichzeitig »Hafen« hören, als wenn Sie ein unähnliches Wort, zum Beispiel »Pulli«, hören (siehe Abbildung 12). Je mehr übereinstimmende Sprachlaute es gibt, desto größer ist die Beschleunigung.

Das phonologische Kodieren besteht vor allem aus der Silbenbildung. Dies läßt sich am einfachsten im Französischen demonstrieren. Nehmen wir an, Sie planen die Phrase *avec une amie* (siehe Abbildung 13). Ein wichtiges Ergebnis aus einem langjährigen For-

schungsprogramm, das ich zusammen mit Antje Meyer and Ardi Roelofs durchgeführt habe, ist, daß die Silbenbildung *inkrementell*, stückchenweise, verläuft. Der Sprecher ruft zunächst die Formen der aufeinanderfolgenden Wörter als ganzes aus dem Lexikon ab. In der Abbildung sind die Formen für die drei Wörter *avec*, *une* und *amie* dargestellt. Anschliessend wird jedes Wort in seine Sprachlaute zerlegt. Bei der Silbenbildung werden dann die zerlegten Konsonanten und Vokale inkrementell wieder zusammengeführt. Dadurch werden nacheinander die Silben der Äußerung gebildet. Abbildung 13 zeigt die inkrementelle Bildung der Syllaben *a-ve-ky-na-mi*. Das wichtigste ist hier, daß die Wörter bei der Silbenbildung ihre Eigenständigkeit verlieren können. Das geschieht hier für alle drei Wörter. Die Silben *ky* und *na* überschneiden die beiden Wortgrenzen. Sie waren keine Silben in den Ausgangswörtern. Silben werden während des phonologischen Kodierens inkrementell, abhängig von der Umgebung gebildet. Anders gesagt: In unserer äußeren Sprache gibt es keine Wörter mehr, sondern nur noch Silben. In langsamer deutscher Sprache werden Wortgrenzen seltener von Silben überschritten als im Französischen, aber bei schnellerem Sprechtempo verlieren auch deutsche Wörter während der Silbenbildung oft ihre Eigenständigkeit.

Gelegentlich, allerdings erstaunlich selten, geht bei der Silbenbildung etwas schief, und dann macht man Fehler wie diese:

Phonologische Fehler

Eine Sorte von *Tacher* (Torte von Sacher)

Der *dimonierende* Faktor (*dominierende*)

(aus dem Meringer corpus)

Wenden wir uns jetzt der zweiten Komponente der äußeren Sprache, dem *phonetischen Kodieren*, zu (siehe unteres braunes Feld in Abbildung 4). Um die zuvor gebildete Silbenfolge auszusprechen, muß man nacheinander die Sprechbewegungen für jede einzelne Silbe

planen (*a-ve-ky-na-mi*). Wie geht das? Aus statistischen Analysen meines ehemaligen Studenten Niels Schiller wissen wir, daß ich etwa 85 % meines Sprechens mit nur 500 verschiedenen Silben bewerkstellige. (Dabei kennt das Deutsche mehr als 10.000 verschiedene Silben). Diese wenigen Silbenmuster haben wir im Laufe unseres Lebens millionen Male produziert. Deshalb ist es sehr wahrscheinlich, daß sie als komplexe Motorprogramme gespeichert sind. Den Speicher für Silbenprogramme, den ich hier annehme, habe ich das »mental syllabary«, Silbarium, genannt. Abbildung 4 zeigt ihn rechts unten im Grundriß. Solche Gedächtnissysteme zeigen in der Regel Häufigkeitseffekte: Einträge, die *oft* abgerufen werden, können auch relativ *leicht* abgerufen werden. Das haben wir bereits bei den Wortformen gesehen. Wenn es also einen Speicher für Silbenprogramme, ein Silbarium, gibt, dann sollte man vorhersagen, daß häufige Silben schneller abgerufen werden können als seltenere Silben. Dies nachzuweisen war ein experimenteller Alptraum, der nach der Veröffentlichung unseres ersten Artikels zum Silbarium noch ein ganzes Jahrzehnt gedauert hat. Aber schließlich ist es meiner früheren Studentin Joana Cholin und mir gelungen.

Wenn die erste Silbe einer Äußerung häufig ist, dann beginnt die Äußerung schneller, als wenn die erste Silbe seltener ist. In Abbildung 14 sehen Sie links den statistisch bedeutsamen Silbenhäufigkeitseffekt für einsilbige Äußerungen des Niederländischen, rechts die Effekte für zweisilbige Äußerungen. Beachten Sie, daß in zweisilbigen Äußerungen nur die erste Silbe einen Häufigkeitseffekt zeigt. Die Frequenz der zweiten Silbe hat keinen Einfluß auf die Sprechlatenz. Das zeigt, daß der Sprecher mit der Aussprache beginnen kann, sobald er die erste Silbe eines Wortes oder einer Äußerung aus dem Silbarium abgerufen hat. Dies trifft allerdings nicht auf alle Sprachen zu. Englisch zum Beispiel ist eine Ausnahme, wie Joana Cholin in einem vor kurzem veröffentlichten Artikel gezeigt hat. Offenbar hängt im Englischen die Artikulation der ersten Silbe oft vom Charakter der zweiten Silbe ab, und deshalb warten englische Sprecher in der Regel mit dem Beginn der Artikulation, bis sie beide Silben abgerufen haben.

Wenn wir nun die abgerufenen Silbenprogramme schnell nacheinander ausführen, dann erzeugen wir endlich flüssige Sprache. Dabei muß die Tätigkeit von mehr als hundert Muskeln koordiniert werden, so daß sie blitzschnell und höchst präzise zusammenarbeiten. Dieses sogenannte »Ansatzrohr«, unser artikulatorischer Apparat, ist ganz unten rechts im Grundriß (Abbildung 4) dargestellt.

Selbstkontrolle

Wir haben nun die vier Hauptkomponenten der Sprechplanung, die von Konzepten bis zur Aussprache führen, freigelegt. *Eine* wesentliche Komponente fehlt allerdings noch in unserem Grundriß des Sprechens. Betrachten Sie bitte mal, was hier beim Sprecher passiert:

Versprecher-Korrektur

Nun wissen Eingeweihte, daß Gerhard Schröder sich für Berlin eine Ampelkoalition wünscht, also eine, (.) *art-rote-rone-grote-grüne* (.) *ch-rot-rote-k-Regierung zusammen* (.) *nein* (.) *fangen wir noch mal neu an eine rot-grüne Regierung zusammen mit den Liberalen*
(Aufnahme Thomas Christes)

Wenn wir sprechen, sind wir unsere eigenen Hörer. So können wir unsere Sprache »abhören« und notfalls verbessern. Immer wenn wir sprechen, kontrollieren wir unsere Sprache auch mehr oder weniger gründlich. Diese »Monitorfunktion« steht in unserem Grundriß links als Pfeil angedeutet. Wir konnten zeigen, daß wir bei dieser Selbstkontrolle das normale Sprachwahrnehmungssystem einsetzen, also dasselbe System, mit dem wir auch die Äußerungen anderer Sprecher wahrnehmen und verstehen. Der Hörer in uns ist immer aktiv, wenn wir sprechen, und das ist nicht immer ein reines Vergnügen. Ich zitiere ein Ordensmitglied:

Wenn man den eigenen Worten
eine Zeitlang zuhört,
wie sie dröhnen im eigenen Kopf –
man möchte die Augen zudrücken
wie ein kleines Kind,
sich die Ohren zuhalten
und am liebsten gar nichts mehr sagen.
Aber das wäre falsch.

(Enzensberger)

Das wäre *wirklich* falsch. Glücklicherweise können wir uns mit diesem Zuhören korrigieren. Wir haben entdeckt, daß solche Korrekturen recht systematisch aufgebaut sind. Das ist erstaunlich, denn der Sprecher hat ein großes Problem und sucht einen Ausweg. Aber in einer Hinsicht sind beinahe alle spontanen Selbstkorrekturen wohlgeformt: Der Sprecher behält die zugrundeliegende grammatische Struktur der unterbrochenen Äußerung bei. Die letztendliche Korrektur wird grammatisch und phonologisch haargenau an die unterbrochene Äußerung angepaßt. Dadurch wird die Korrektur ein genauer, wohlgeformter Abschluß der ursprünglichen unterbrochenen Äußerung.

In meinem Vortrag habe ich das Phänomen wie folgt akustisch demonstriert. Wenn ich aus der obigen Versprecher-Korrektur das problematische Stück, hier in *kursiv*, herauschneide und den richtigen Anfang und das korrekte Ende zusammenfüge, dann sollte sich, wenn das eine Stück in der Tat ein syntaktisch korrekter Abschluß des anderen ist, ganz normale Sprache ergeben. Das Resultat:

Nun wissen Eingeweihte, daß Gerhard Schröder sich für Berlin eine Ampelkoalition wünscht, also eine rot-grüne Regierung zusammen mit den Liberalen.

Hört sich tatsächlich wie ganz normale, fließende Sprache an. Auch die Intonation klingt natürlich. Das ist kein Zufall. Ausnahmen sind

selten. Ich kann Ihnen noch ein weiteres akustisches Beispiel geben. Hier folgende Versprecher-Korrektur:

Versprecher-Korrektur

Der Weinheimer Volker Weidler ist bei der *Vorqualifa-g-eh-bei. Entschuldigung* (.) *bei der Vorqualifak-eh- bei-bei der* Vorqualifikation zum Training für den Großen Preis von San Marino (.) ausgeschieden.

Wenn ich das problematische Stück (*kursiv*) aus der Audioaufnahme herausschneide:

Der Weinheimer Volker Weidler ist bei der Vorqualifikation zum Training für den Großen Preis von San Marino (.) ausgeschieden.

Hört man wieder ganz normale Sprache. Selbst ein Sprecher in Not ist gut organisiert.

Bisher haben wir die vier mentalen Spieler betrachtet, die zusammen unsere Sprachtätigkeit hervorbringen (Abbildung 4). Zwei davon erzeugen unsere innere Sprache. Die anderen beiden stellen unsere äußere Sprache bereit, diese komplexen, superschnellen Sprechbewegungen. Diese vier Komponenten arbeiten relativ unabhängig voneinander; das heißt, es gibt kaum schnelle Rückkopplungen zwischen ihnen. Insbesondere wird die Produktion innerer Sprache selten von der äußeren Sprachtätigkeit beeinflusst. Rückmeldung erhalten wir vor allem dadurch, daß wir unsere eigene Sprache abhören. Dieser Rückkoppelungsprozeß ist recht langsam und nicht besonders zuverlässig; er überhört viele unserer Fehler und Ungenauigkeiten.

Inkrementalität der Sprachproduktion

Wenn wir sprechen, sind die vier Agenten immer gleichzeitig am Werk. Wir planen den weiteren Inhalt unserer Äußerung meist schon, während wir den vorangegangenen Teil grammatisch in Phrasen umsetzen. Wir bilden diese Phrasen, während wir die vorangehenden Phrasen in Silben umsetzen. Und wir bilden diese Silben, während wir die vorangehenden Silben aussprechen. Diese inkrementelle, dachziegelartige Arbeitsweise ist eine faszinierende Eigenschaft dieser geistigen Hochgeschwindigkeitsmaschine.

Kehren wir noch einmal zu Evelyn zurück, während sie gleichzeitig auf allen vier Ebenen arbeitet und dabei Ideen, Phrasen und Wörter, Silben und Sprachlaute erzeugt. Diese vier Ebenen (Abbildung 5a, 5b, 5c und 5d) sind alle gleichzeitig aktiv. In dem Vortrag habe ich Sie Evelyns laufende Sprache zugleich mit den Klicklauten auf den vier Ebenen: Propositionen, Wörter, Silben und Laute hören lassen. Beim Sprechen sind wir uns dieser unvorstellbaren simultanen Aktivität nie bewußt.

Dank

In diesem Vortrag habe ich Ihnen beschrieben, wie wir in unserer Forschung die erstaunliche Fertigkeit des Sprechens in ihre Bestandteile zerlegt haben. Ich hatte das große Vorrecht, dabei im Laufe der Jahre mit buchstäblich Dutzenden hervorragender Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen – Doktoranden, Mitarbeiter und Kollegen – zusammenzuarbeiten. Dieser Vortrag ist ihnen allen gewidmet, besonders Antje Meyer, Ardi Roelofs und Niels Schiller.

Ich danke Ihnen.



Abb. 1: Wilhelm von Humboldt (1767-1835), Joseph Karl Stieler via Wikimedia Commons



Abb. 2a: Wilhelm Wundt (1831-1920)



Abb. 2b: James McKeen Cattell (1860-1944), © Lafayette College Archives

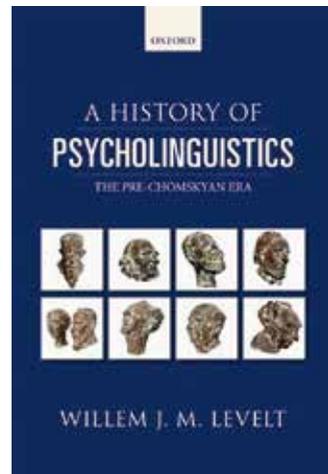
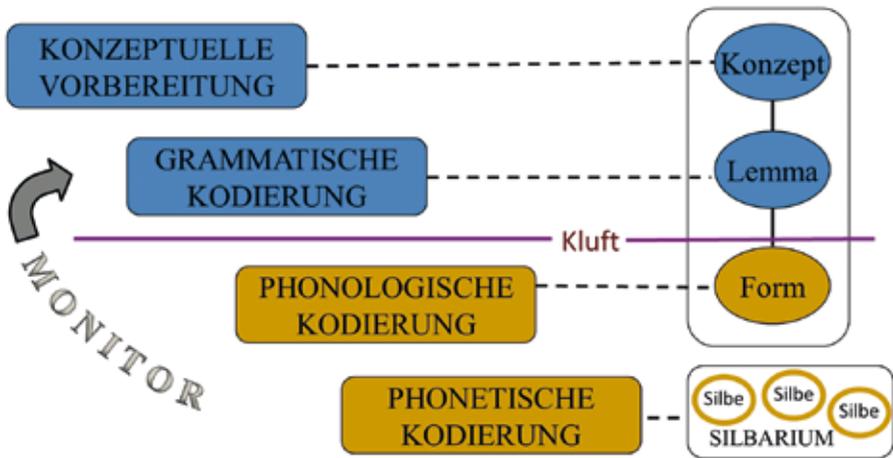


Abb. 3: A History of Psycholinguistics: The Pre-Chomskyan Era. Oxford University Press, 2013.



AUSSPRACHE

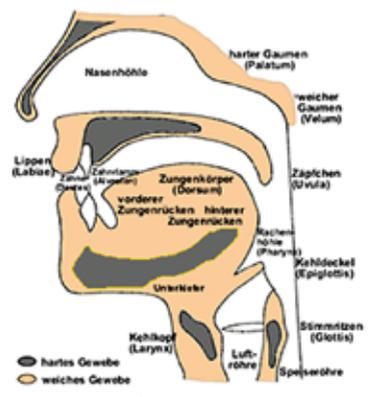


Abb. 4: Theoretischer Gesamtgrundriß des Sprachsystems, Querschnitt aus: Griebhaber, Wilhelm (o.J.) HyperPhonetik: Vokale, Konsonanten.

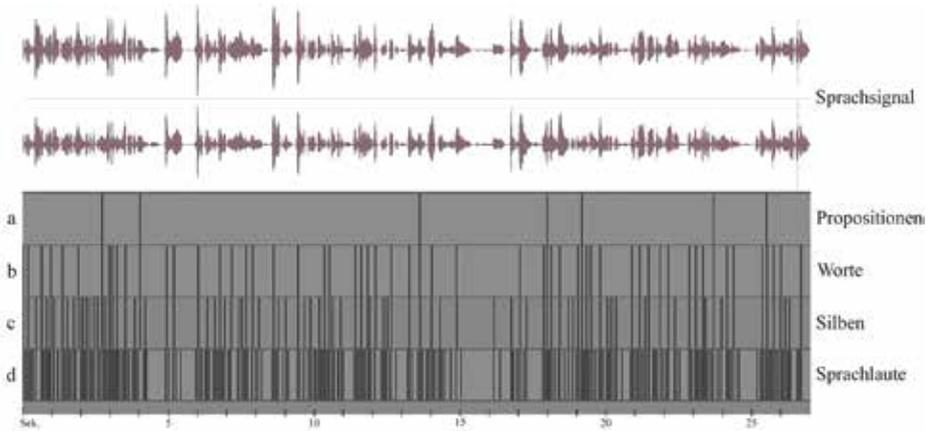


Abb. 5: Sprachsignal mit a. Tempo der Propositionen; b. Tempo der Wörter; c. Tempo der Silben; d. Tempo der Sprachlaute

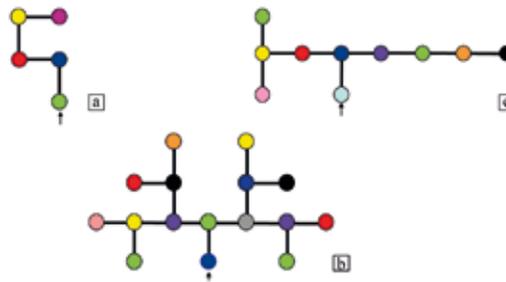


Abb. 6: Das Linearisierungsproblem. a. Erste Regel: Folge den Verbindungen!; b. Zweite Regel: Last-in, first-out; c. Dritte Regel: Das Einfachste zuerst!

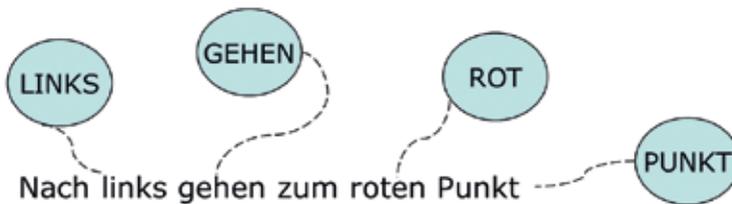


Abb. 7: Bereitstellung lexikalischer Konzepte

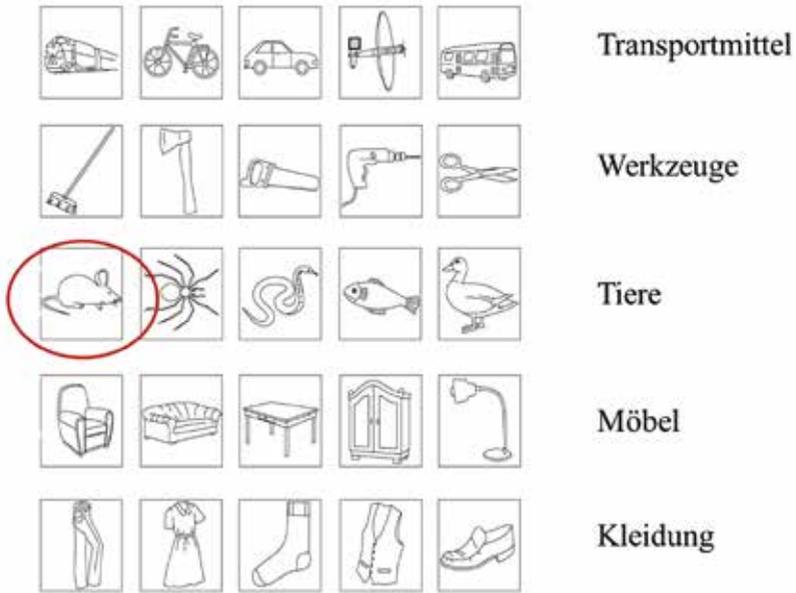


Abb. 8: Konkurrenz beim lexikalischen Zugriff

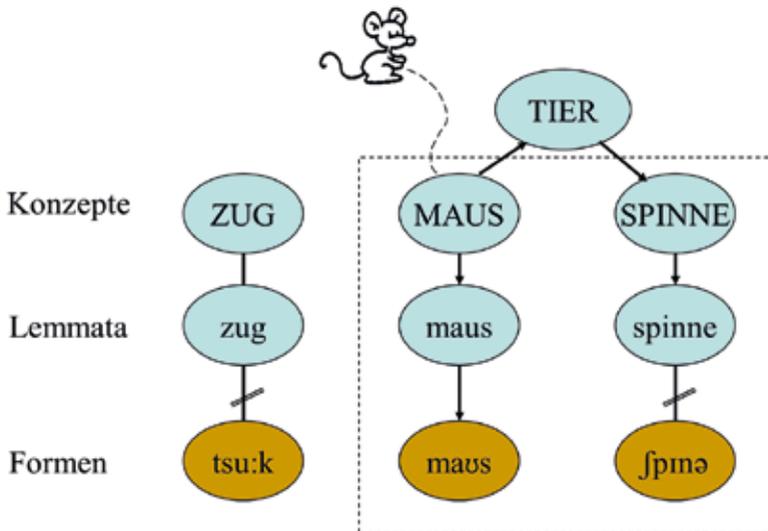


Abb. 9a: Konkurrenz beim lexikalischen Zugriff unter homogenen Testbedingungen

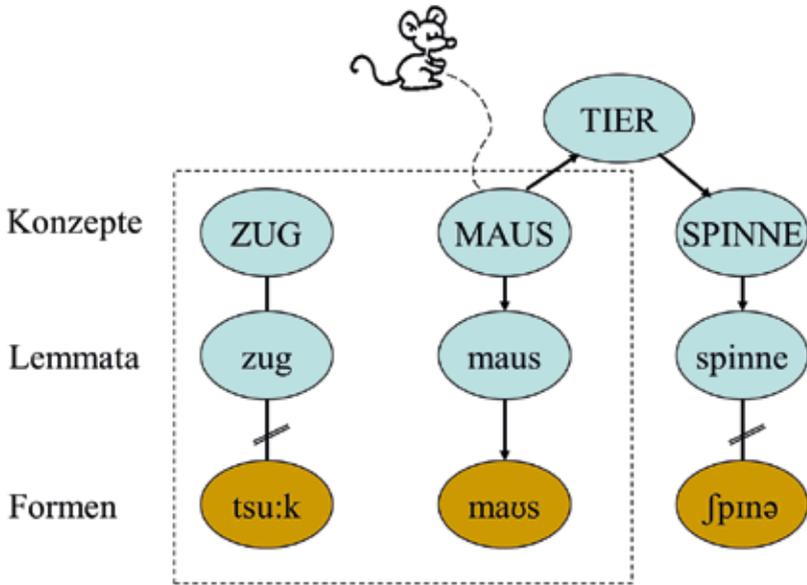


Abb. 9b: Konkurrenz beim lexikalischen Zugriff unter heterogenen Testbedingungen

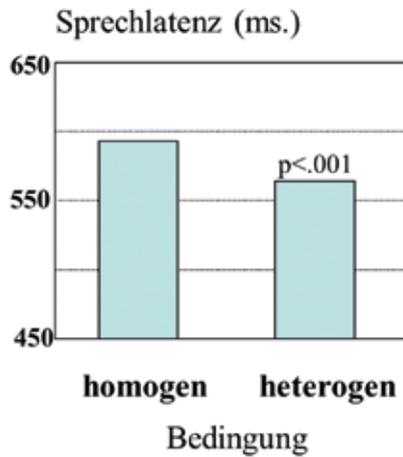


Abb. 10: Stabdiagramm zur Sprechlatenz unter homogenen und heterogenen Bedingungen

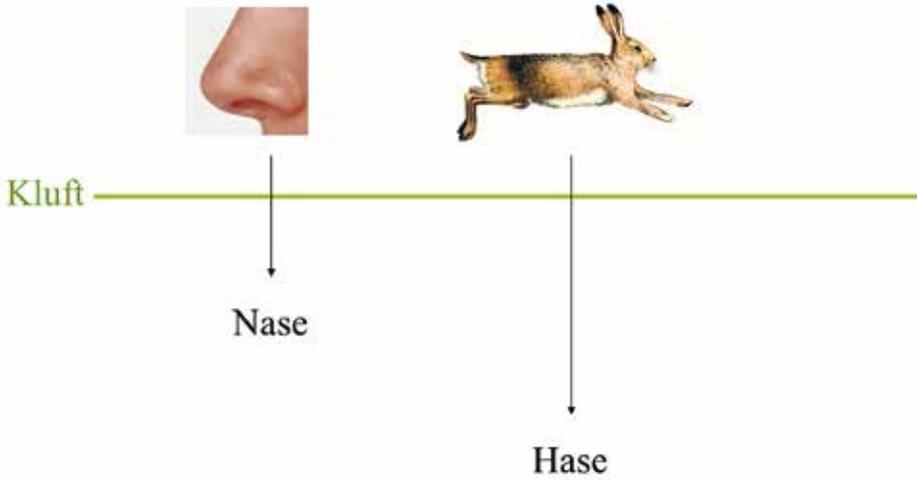


Abb. 11: Worthäufigkeitseffekt (Nase versus Hase)

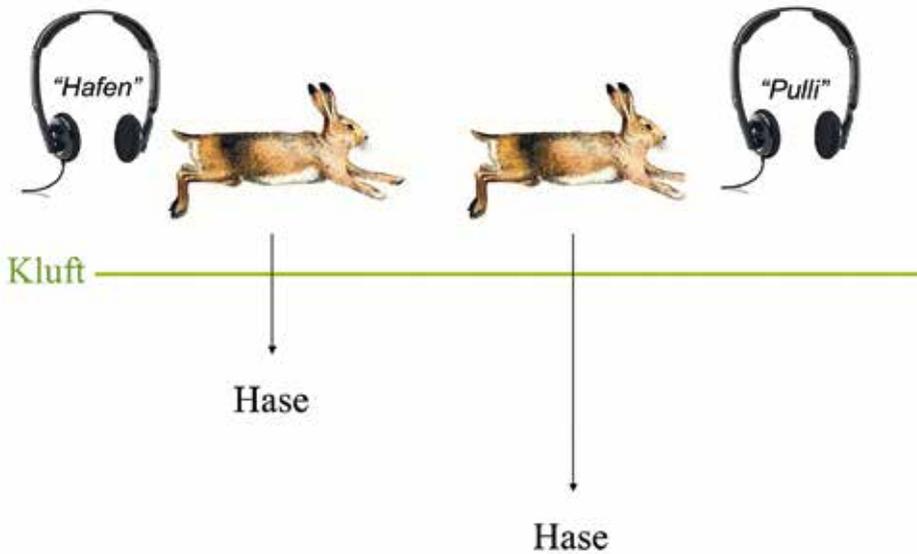
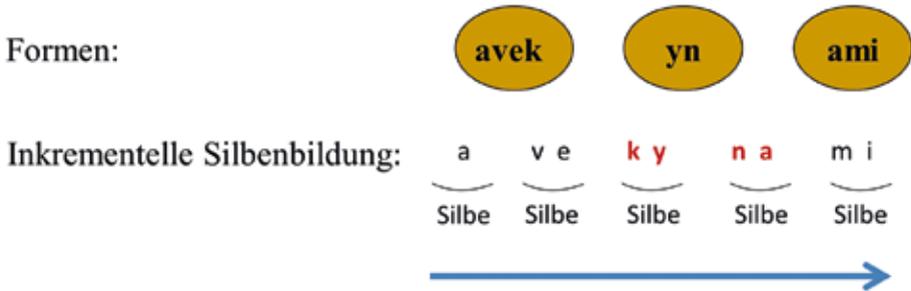


Abb. 12: Beschleunigung der Aussprache (von Hase) beim gleichzeitigen Hören eines ähnlich klingendes Worts (Hafen)

Silbenbildung

avec une amie



Silben **ky** und **na** überschneiden Wortgrenzen

Abb. 13: Inkrementelle Bildung von Syllaben

Sprechlatenz für ein- und zweisilbige Ausdrücke (ms.)

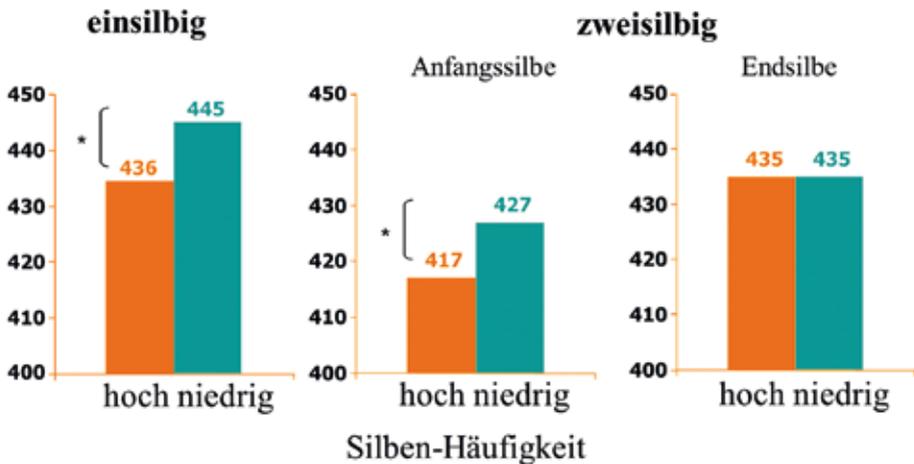


Abb. 14: Stabdiagramme zur Silbenhäufigkeit einsilbiger und zweisilbiger Ausdrücke, aus: Cholin, Levelt & Schiller (2006)

AUFNAHME NEUER MITGLIEDER
LAUDATIONES UND DANKESWORTE

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Kanzler
EBERHARD JÜNGEL an

CAROLINE WALKER BYNUM, WOLFGANG RIHM

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 9. Juni 2013

JAMES SHEEHAN sprach die Laudatio auf CAROLINE WALKER BYNUM

Herr Staatsminister,
Herr Ordenskanzler,
liebe Ordensmitglieder,
meine Damen und Herren,

die Antrittsrede, die Caroline Bynum als Präsidentin der American Historical Association hielt, hat den lapidaren Titel: »Wonder« – das heißt, zu deutsch »Wunder« und »admiratio« im Lateinischen. Dabei befaßt sie sich nicht mit Wundern im Sinne von außerordentlichen Ereignissen und Dingen, sondern vielmehr mit der Fähigkeit, sich zu wundern. Sie vertritt die Auffassung, daß es im Mittelalter einen bestimmten Sinn für das Wundern gab, der sich von allem, was vorher oder nachher kam, unterscheidet. Gleichzeitig macht sie die Relevanz ihres Themas für uns in der Gegenwart deutlich, wenn sie fragt, ob das Wundern nicht zu den wichtigen Tugenden des Historikers gehören sollte. Die Fähigkeit des Wunderns führt uns zu jenen Dingen der Vergangenheit, die wir verstehen wollen. Und

gleichzeitig trägt sie der Tatsache Rechnung, daß uns die Vergangenheit bis zu einem gewissen Grad immer unverstündlich bleiben wird. Wundern – die Fähigkeit des Wunderns, der Sinn für das Bewunderswerte und das Wundervolle und die Kapazität, uns zu bewundern – kennzeichnet nicht nur diese glänzende Antrittsrede, sondern Caroline Bynums wissenschaftliche Leistung insgesamt.

Caroline Bynum wurde in Atlanta, Georgia, geboren und wuchs auch dort auf. Vielleicht ist sie aufgrund dieser Kindheit im Süden der USA so fasziniert davon, wie hartnäckig die Vergangenheit Einfluß auf das Leben der Menschen nimmt. Ganz sicher war es ihre Erfahrung mit dem amerikanischen Süden vor der Bürgerrechtsbewegung, die ihr Bewußtsein für die schwere Last der Diskriminierung schärfte. Dagegen hat sie immer wieder gesprochen und gekämpft.

Sie studierte an der University of Michigan und in Harvard, wo sie 1969 promovierte. Nachdem sie sieben Jahre in Harvard gelehrt hatte, wechselte sie an die University of Washington und ging 1988 schließlich an die Columbia University. 1999 wurde sie dort mit dem Titel des University Professor ausgezeichnet, der nur einer Handvoll der herausragendsten Wissenschaftler zuteil wird. 2003 wurde sie Professorin der School of Historical Studies am Institute for Advanced Study in Princeton, der sie heute als Professorin emerita angehört.

Kein amerikanischer Historiker ist mit mehr Preisen oder Fellowships ausgezeichnet worden und hatte mehr bedeutende Positionen inne als Caroline Bynum. Dazu zählen, um nur ein paar zu nennen: die Einladung im Jahr 1999, die Jefferson Lecture zu halten; das MacArthur Fellowship, die Präsidentschaft der Catholic Historical Association und der American Historical Association, zwei bedeutende Auszeichnungen für ihre Lehre sowie dreizehn Ehrendoktorwürden.

Als Bynum in den späten 1950er Jahren die Kulturgeschichte des Mittelalters zu erforschen begann, war das Meisternarrativ geprägt von den Auseinandersetzungen über die Ideen und die Konsequenzen der Philosophie des Thomismus. Aufgrund des starken Einflus-

ses, den das Werk des großen französischen Mediävisten Pater Marie-Dominique Chenu auf sie hatte, verlagerte sich ihr Interesse schnell von der Theologie und Philosophie zu dem, was sie selbst Spiritualität nennt: ein Konzept, das akademische Theologie und populäre Praktiken einbezieht, vorherrschende Geisteshaltungen und »subversive« Strömungen sowie schriftliche und bildliche Zeugnisse. Vom Beginn ihrer Karriere an hat Bynum neue Fragen gestellt und neue Gegenstände beleuchtet, indem sie kaum beachtete Quellen heranzog oder wohlbekanntes Material innovativ nutzte. Sie hat immer das Bewundernswerte und das Wundervolle gesucht und auch gefunden.

Seit der Publikation ihres ersten Buches im Jahr 1972 hat sie eine bemerkenswerte Reihe von Monographien und Aufsätzen geschrieben, die sich mit der europäischen Geschichte von der Spätantike bis ins 16. Jahrhundert befassen. Ihr vermutlich einflußreichstes Buch ist *Holy Feast and Holy Fast* (1987). Mit dieser Veröffentlichung zwingt uns Bynum, »unsere grundlegenden Annahmen zu überdenken bezüglich der Bedeutung von religiösen Überzeugungen und Praktiken, der historischen und gegenwärtigen Rolle der Frauen in der westlichen Gesellschaft sowie der Art und Weise, in der Menschen ihr Leben konstruieren«. Ein wunderschönes Buch, das mehr als ein Kritiker ein Meisterwerk genannt hat. Ihr neuestes Buch basiert auf einer Reihe von Vorlesungen, die sie in Jerusalem gehalten hat. Hier untersucht sie religiöse Gegenstände (sakrale Objekte wie Reliquien und Bilder), um die paradoxen Zusammenhänge von Materie und Geist, Körper und Seele sowie vom Menschlichen und vom Göttlichen zu verstehen, die dem mittelalterlichen Christentum zugrunde lagen.

Das Ziel ihrer Forschung hat Bynum einmal so formuliert: Sie will in einen Bereich vordringen jenseits »der expliziten Begriffe des theologischen Streits, der artikulierten Klischees von Frömmigkeit und der sichtbaren Handlungen, die von verborgenen und grundlegenden Anschauungen motiviert sind. Gerade weil Anschauungen verborgen und grundlegend sind, manifestieren sie sich ebenso in Schweigen und Zurückhaltung, in teilweise gemiedenen Fragen

oder unvollständig gelassenen Argumenten wie in päpstlichen Verkündigungen, [und] herzoglichen Erlassen.« Diese Worte drücken aus, was charakteristisch für Caroline Bynums gesamtes Werk ist: den hohen Anspruch, den tiefen Respekt vor der Vergangenheit und die aufrichtige Bescheidenheit im Angesicht ihrer Rätsel.

Schiller schrieb einmal: »Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist.« Caroline Bynum ist eine durch und durch zeitgemäße Historikerin. Ihre Forschung spiegelt Einflüsse des politischen und intellektuellen Klimas ihrer Zeit wider, einschließlich des Feminismus, des sogenannten »linguistic turn« und der Kulturanthropologie. Doch auch wenn sie sich offen für diese Entwicklungen zeigt, nutzt sie sie in allererster Linie dazu, die Vergangenheit aus sich selbst heraus zu verstehen. Vieles von dem, was sie geschrieben hat, behandelt aktuelle Fragen, aber sie verletzt niemals die fundamentale Integrität ihrer Quellen und Gegenstände. Bynum ist eine Tochter ihrer Zeit, aber niemals ihr Zögling oder Günstling.

Liebe Caroline, die Mitglieder des Ordens Pour le mérite freuen sich darüber, daß du die Wahl zum Mitglied des Ordens angenommen hast. Sei herzlich willkommen.

CAROLINE WALKER BYNUM dankte mit folgenden Worten:

Sehr geehrter Herr Ordenskanzler,
sehr geehrte Ordensmitglieder,
meine Damen und Herren,

es ist eine große Ehre für mich, Mitglied des Ordens Pour le mérite zu werden. Ich danke James Sheehan für die Laudatio und den Freunden und Kollegen, die hier sind, für ihr Interesse an meiner Arbeit.

Ich habe viel von den deutschen Geisteswissenschaften gelernt. Für meine Forschung über die Begriffe von Körper und Seele vom Früh-

christentum zur Reformation habe ich viel deutsche Literatur über die Geschichte der Theologie gelesen. Für die Geschichte der Frauenbewegung waren Herbert Grundmann und später Ursula Peters und Kaspar Elm von großer Bedeutung. Für meine Arbeit über Hostienfrevell und Hostienwunder waren die Forschungen von Peter Browe und Romuald Bauerreiss fundamental. Viele dieser wichtigen Werke werden erst jetzt ins Englische übersetzt. Ich denke, daß ich diese Rezeption etwas gefördert habe.

In meiner neueren Forschung ging ich über den Fokus auf Andachtsbilder hinaus auf andere religiöse Objekte, zum Beispiel Reliquien und die Eucharistie als Brot und Wein. Für das Studium der Andachtsbilder ist die Forschung von Kunsthistorikern wie Hans Belting natürlich sehr relevant. Für andere Objekte wie Reliquien und wundertätige Gegenstände sind die Arbeiten von Religionswissenschaftlern wie Arnold Angenendt auch hilfreich gewesen. Ohne die Inspiration und die Forschung dieser deutschen Kollegen wären meine Bücher langsamer vorangekommen und weniger bereichert durch Konzepte und Beispiele.

Deutsche Museen und Archive sind für mich auch sehr wichtig gewesen. Zu DDR-Zeiten besuchte ich das Bode-Museum. Viele Räume waren geschlossen, aber ein Aufseher erlaubte mir, einen Blick um die Ecke zu werfen auf das große Triptychon von Jean Bellegambe vom Jüngsten Gericht. Jetzt nimmt diese Tafel eine zentrale Stellung in der Gemäldegalerie ein, und das Bode-Museum zeigt wichtige Andachtsbilder. Ich freue mich über diesen Reichtum, über den ich noch viel zu lernen hoffe.

Ich schätze die Gelegenheit, mit dem Orden, einer so berühmten kulturellen Institution, verbunden zu sein. Ich sage aus ganzem Herzen: vielen Dank.

ARIBERT REIMANN sprach die Laudatio auf WOLFGANG RIHM

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
sehr geehrter Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,
lieber Wolfgang,

der 1952 in Karlsruhe geborene Wolfgang Rihm, ausgebildet u. a. von Karlheinz Stockhausen in Köln und Klaus Huber in Freiburg, ist der produktivste, erfindungsreichste und international erfolgreichste Komponist seiner Generation. Sein bereits jetzt schon unvorstellbar großes und vielfältiges Œuvre umfaßt alle nur denkbaren Möglichkeiten musikalischer Gattungen – Opern, sinfonische Werke, Konzerte, Ensemblestücke, Kammermusik, 13 Streichquartette, Chorstücke, zahlreiche Vokalwerke mit Orchester, darunter »Europa nach dem letzten Regen« auf einen Gedichtzyklus von Durs Grünbein, und Lieder mit Ensemble oder Klavier.

Mit seiner 2. Oper, »Jakob Lenz«, 1979 in Hamburg uraufgeführt, inzwischen in der ganzen Welt gespielt, schuf Wolfgang Rihm etwas vollkommen Neues, in der Form einer Kammeroper bisher noch nicht Existierendes, wie später auch in seiner »Hamletmaschine« nach Heiner Müller, die 1987 in Mannheim uraufgeführt wurde.

Ähnlich revolutionär, was vor allem den Umgang mit dem Text in Verbindung mit der Stimme und dem Klavier betrifft, sind seine Wölfi- und Alexander-Lieder und der Zyklus Hölderlin-Fragmente von 1977, in dem ein Klavierstück »Empedokles auf dem Ätna« eingewoben ist. Gerade in diesem Zyklus, in dem der Altstimme ganz ungewöhnliche Anforderungen abverlangt werden, ist bereits auf kleinstem Raum in konzentriertester Form die Variationsbreite seiner Phantasie und der kompositorischen Gestaltung in einer ganz und gar eigenen Handschrift spürbar. Da ich diesen Zyklus im Laufe der Jahre immer wieder mit Studenten erarbeitet hatte, ist er für mich zu einem Teil meines Lebens geworden.

Diesen erwähnten Zyklen war schon ein Liederzyklus op. 1 nach verschiedenen Dichtern vorausgegangen, in dem der 16- bis 18jährige in frappierender Weise seine bereits damals schon ungewöhnliche Beherrschung nicht nur des kompositorischen Handwerks vorlegt, darüber hinaus auch mit sicherem Instinkt eine ganz eigene Textdramaturgie auf bestechende Weise verfolgt. Schon hier zeigt sich Wolfgang Rihms ganz persönlicher Umgang mit literarischen Texten – im Gedicht oder in der Großform.

Zwei Bühnenwerke, die in seinem immensen Schaffen herausragen, sind das eruptive Ballett »Tutuguri«, ein Poème dansé nach Antonin Artaud, 1982 an der Deutschen Oper Berlin uraufgeführt, und die Oper »Ödipus«, die mich heute noch so bewegt wie bei der Uraufführung 1987, ebenfalls an der Deutschen Oper. Es gibt in der Erinnerung Verschmelzung von Musik und Regie. Was Götz Friedrich für dieses Musiktheaterwerk an Bildern zu dieser unglaublich starken Musik erfunden hat, gelang zu einer seltenen Synthese beider Ausdruckswelten. Der Schluß dieser Oper ist für mich als Musik – innerlich hörend und sehend in seiner bildlichen Umsetzung – jederzeit abrufbar. Ich vergesse, daß darüber 26 Jahre vergangen sind.

Als Klanginseln, Klangskulpturen in einem die Phantasie freilassenden Imaginationsraum stellte sich Wolfgang Rihm seine vierteilige Oper »Die Eroberung von Mexiko« vor, die 1992 an der Hamburgischen Staatsoper uraufgeführt wurde. Danach folgt »Seraphim – Versuch eines Theaters« für Instrumente/Stimmen in zwei Zuständen von 1992 und 94, zu einem ganz anderen, ungewöhnlichen Klangkosmos konzipiert in unterschiedlichen Konstruktionen, ein neuformulierter Klang – und dort in jedem Takt er selbst.

Wolfgang Rihm besitzt die ganz seltene Fähigkeit, sich innerhalb seiner unverwechselbaren kompositorischen Sprache immer wieder neu zu erfinden, mit jedem neuen Werk in bisher unbekannte und noch nie gehörte Klangbereiche und geistige Zonen vorzudringen. Sein Erfindungsreichtum ist unerschöpflich, seine Energie, jedes

Werk mit brennendem Leben und unbegrenzten musikalischen Gestalten und Formen zu erfüllen, ist einzigartig und bewundernswert.

In seinem bisher jüngsten Musiktheaterwerk, »Dionysos«, nach Nietzsche, 2010 bei den Salzburger Festspielen uraufgeführt, ist wieder eine überwältigende orchestrale Klangwelt entstanden mit vielen neu hinzugekommenen Elementen.

Neben diesen Bühnenwerken komponiert Wolfgang Rihm unzählige Werke rein absoluter Musik, die in ihren Besetzungen verschiedene Wege verfolgen. »Gesungene Zeit«, sein erstes von drei Violinkonzerten, komponiert für Anne-Sophie Mutter, das zum Schönsten der Violin-Literatur gehört, ebenso auch sein Klarinettenkonzert für Jörg Widemann oder das Doppelkonzert für Viola und Klarinette sind Beispiele für die aus der Tradition erwachsene Idee, Interpret und Orchester zu einer Einheit zu bringen, übertragen in den Klang der Neuzeit.

Dazu unendlich viele Werke für Orchester, beginnend mit der 1. Symphonie von 1970, oder Sub-Kontur, als großer Aufbruch 1974 in Donaueschingen – um nur einige herauszugreifen, zu denen unzählige Werke für Ensemble gehören. Herausragend »Jagden und Formen«, 1999 in Paris uraufgeführt, ein Stück von besonderer Komplexität, dessen Faszination mich bis heute nicht verlassen hat. Dazwischen immer wieder Chorwerke, in unterschiedlichen Besetzungen, Instrumentalstücke und weitere Liedkompositionen.

Verschiedene Formenstränge ziehen sich wie ein Faden durch das Werk von Wolfgang Rihm, die sich in ihrem fragmentarisch begonnenen Charakter auf ihrem vorkonzipierten Weg weiter fortsetzen – wie z. B. Chiffre I-VIII oder Fremde Szenen oder die Reihe der Abgesänge. Jeder dieser eingeschlagenen kompositorischen Wege wird unabhängig von den anderen weiterverfolgt, ohne sich mit ihnen zu vermischen. So erweitert sich dieser unfaßbare Reichtum seiner Ideenwelten zu einem unbegrenzten Kontinent, geprägt von seiner

einzigartigen kompositorischen Meisterschaft. Jedes seiner Werke ist bestimmt von einem starken Ausdruckswillen, das kompositorische Material und neueste klangtechnische Entdeckungen werden nie zum Selbstzweck als Zurschaustellung, isoliert vom Inhaltlichen eingesetzt, sondern dienen bei jedem dieser 360 Werke auf unterschiedliche Weise der ganz speziellen Dramaturgie, die jede neu vorgedachte Komposition vorschreibt und im weiteren Verlauf des Arbeitsprozesses erfordert. Nur so erst kann Musik entstehen.

Neben diesem ungebrochenen Komponierfluß ist Wolfgang Rihm innerhalb seiner Professur an der Staatlichen Hochschule für Musik in Karlsruhe ein hervorragender Lehrer und hat im Laufe der Jahre eine große Anzahl von jungen Komponisten herangebildet, die inzwischen ihren eigenen Weg gehen und international anerkannt sind.

Wolfgang Rihms universelle Bildung, seine umfassende Kenntnis der Musik, der Literatur, der Malerei, seine klare Sicht auf geistige und formale Zusammenhänge, seine ungebrochene Neugier, Offenheit und Toleranz allen Richtungen unterschiedlichster Denk-Strömungen gegenüber, nicht nur in der Musik, zeichnen ihn aus als eine außergewöhnliche, faszinierende Persönlichkeit.

Lieber Wolfgang, wir freuen uns über deine Aufnahme in den Orden »Pour le mérite«, und ich gratuliere dir sehr herzlich zu dieser hohen Auszeichnung!

WOLFGANG RIHM dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Ordenskanzler,
liebe Mitglieder des Ordens,
hohe Festversammlung,

ich möchte mich bedanken, indem ich Sie teilhaben lasse an einer Problematik. Als ich erfuhr, daß ich in den Orden Pour le mérite

gewählt bin, habe ich mir natürlich sofort Gedanken gemacht, um welche »Meriten« es sich denn handeln könnte.

Ich mußte mich ja in irgendeiner Weise dazu verhalten. Ich kann ja nicht einfach sagen: Ja, sehr richtig, man hat gut gehandelt, man hat mich ausgewählt.

Ich habe zweifellos meine Meriten, aber ich muß herausfinden, um welche es sich hier genau handelt. Und je mehr ich das gefragt habe, in mich gegangen bin, um so schwieriger wurde es, es zu beantworten.

Denn ich komponiere seit meiner Kindheit, ich tue also auch heute das, was ich ohnehin tue. Kann das ein Verdienst sein? Kann es ein Verdienst sein, gänzlich seine Neigungen zu leben, gänzlich seinen Obsessionen ausgeliefert die Tage zuzubringen?

Es gibt natürlich keine Zufälle. Ich fand bei der Lektüre von *André Gide* sofort einen Hinweis, der mich gelehrt hat zu zweifeln, nämlich: »Laß nicht den Gedanken in dir aufkommen, du hättest Verdienste; er ist ein großes Hindernis für den Geist.« *Gide* schreibt es in *Les Nourritures terrestres*. Aber was kann es dann sein?

Wenn ich meine Werke anschau, die ich – wie erwähnt – sowieso hervorbringe: Können sie ein Verdienst sein? Macht sich ein Künstler durch sein Schaffen Verdienste um die Kunst? Hat sich Mozart Verdienste um die Musik gemacht?

Nach und nach kam ich dazu, in der Figur des Eigensinns, durch die das künstlerische Schaffen in die Welt gestellt ist, etwas den Verdiensten Vergleichbares zu erkennen. Besonders in einer Zeit, die das Genormte allzusehr zu verehren scheint.

Die Figur des Eigensinnigen, des Eigensinnes, die sich nicht in einer Vorprägung, in einer bereits genormten Nische niederläßt, sondern die versucht, sich in Eigenbewegung weiterzubewegen: Sie könnte verdienstvoll sein.

Ich hätte möglicherweise auf andere Art viele Verdienste um die Musik erreichen können. Wäre ich zum Beispiel Politiker geworden und hätte dafür gesorgt, daß Musik, daß überhaupt die Künste viel

mehr im Zentrum der Öffentlichkeit stehen, als sie es heute tun. Oder wäre ich zum Beispiel Intendant einer Rundfunkanstalt geworden und hätte dafür gesorgt, daß Orchester nicht abgeschafft werden, daß Orchester und Klangkörper nicht zur Disposition stehen mit der Begründung, man müsse sowieso sparen, und dann spare man am besten dort, wo die Mehrheit nicht hinschaut. Diese populistischen Dimensionen des Begründens hätte ich doch in einer solchen Position durchkreuzen können und dadurch wirklich Verdienste um die Musik erwerben können.

Aber ich habe es nicht getan. Ich habe nicht die Begabung zum Politiker, ich habe nicht die Begabung zum Intendanten. Ich habe nur die Begabung, Künstler zu sein, und das werde ich in eigensinniger Weise auch weiterhin tun, und auch dafür möchte ich danken: daß mein Eigensinn wirksam werden konnte und daß das anerkannt wird. Und daß das jetzt in einer Weise anerkannt wurde durch meine Wahl in den Orden, die mich enorm ehrt und für die ich mich ganz besonders bedanke.

Und Aribert, so hat noch nie jemand über mich gesprochen, wie du vorhin über mich gesprochen hast.

Vielen Dank.

TISCHREDEN BEIM ABENDESSEN
IM SCHLOSS BELLEVUE

BUNDESPRÄSIDENT JOACHIM GAUCK

Dieses Haus kennt viele Veranstaltungen und Ereignisse, bei denen sich illustre Gäste begegnen. Das geschieht dann aber immer sozusagen im Vollzug eines anderen, eines sogenannten »gegebenen« Anlasses.

Einmal im Jahr ist das anders. Da fallen der Anlaß und das, was nebenbei im Vollzug geschieht, sozusagen in eins: Das Abendessen der Mitglieder des Ordens Pour le mérite dient neben der Begegnung auch der Würdigung illustrier Gäste.

Ich gestehe gerne, daß ein solcher Abend sehr dazu angetan ist, den Bundespräsidenten die Freude an seinem Amt wieder einmal ganz deutlich spüren zu lassen. Wer sonst kann schon stolzer Gastgeber einer solchen Gästeschar sein!

Es geht aber nicht nur um die persönliche Freude und Ehre, bedeutenden und verdienten Menschen wie Ihnen Gastgeber zu sein. Je mehr sich nämlich der Bürger Gauck persönlich darüber freut, Ihnen zu begegnen, um so mehr muß ich mich selber daran erinnern, daß ich heute abend vor allem anderen eine – *sit venia verbo* – amtliche Freude empfinde und zum Ausdruck bringe.

Denn Sie, die Sie in diesem Orden verbunden, mit diesem Orden

ausgezeichnet und darum heute abend hier versammelt sind, sind selber eine hohe Auszeichnung für unser Land – und darum eine große Freude für das Staatsoberhaupt dieses Landes.

Die inländischen Mitglieder stehen für die herausragenden geistigen Schöpfungen dieses Landes, sie geben sozusagen der Kulturnation, als die wir uns selber bezeichnen und als die wir auch von außen gesehen werden, ein Gesicht und eine wahrnehmbare Gestalt.

Und die auswärtigen Mitglieder spiegeln uns gleichsam, was unser Land besonders schätzt und ehrt, indem nämlich gerade Sie und nicht andere ausgewählt wurden, dabeizusein, um diesem Orden Gestalt und Gesicht zu geben.

Eine kleine Frage will ich mir und uns heute abend stellen: Wissenschaft und Künste – daß Repräsentanten dieser beiden geistigen Kreativitätsformen zusammen eingeladen, ja oft immer noch in einem Atemzug genannt werden, ist das eigentlich noch selbstverständlich?

In der Vergangenheit war es ziemlich klar: Ein Orden für Wissenschaft und Künste – das kam sowohl bei seiner ersten Gründung wie auch bei seiner Neugründung auf Initiative von Bundespräsident Theodor Heuss allen ganz und gar selbstverständlich vor. Wissenschaft und Künste – sie erscheinen als die beiden Gestalten geistiger Schöpfungen oder geistiger Auseinandersetzung, die die Welt und die jeweiligen Gesellschaften ihrer Länder beleben, die sie voranbringen, die sie immer wieder erneuern. Insofern sind sie immer noch Partner.

Die Wissenschaft durchdringt heute unsere Welt wie noch nie zuvor in der Menschheitsgeschichte. Ungeheure Entdeckungen vom Allerkleinsten im Nano-Bereich bis zum Allergrößten in den Weiten des Universums stehen dafür beispielhaft. Und wenn wir nur kurz überlegen, welches fast alles könnende Wunderwerk wir in Händen halten, wenn wir eigentlich nur mal kurz jemanden anrufen wollen: Dann kommt man einerseits aus dem Staunen nicht heraus, andererseits kann einen aber auch Sorge erfassen über manches, was durch Wissenschaft auch möglich geworden ist.

Das punktgenaue Heilen in bis dato unzugänglichen Regionen des

menschlichen Körpers gehört ebenso zu den Ergebnissen avancierter Wissenschaft wie auch das Erkennen praktisch jeder Bewegung eines jeden Objektes, auch in den unzugänglichsten Regionen der Erde.

Segen und Fluch der menschlichen Wissenschaft, des menschlichen Erkenntnisdrangs, beides ist wohl auf immer untrennbar miteinander verwoben. Schon im antiken Griechenland wurde es mit gültigen Worten beschrieben: »Vieles ist gewaltig, nichts aber ist gewaltiger als der Mensch.« So ließ schon Sophokles in seinem Stück »Antigone« den Chor eine, wie wir auch heute wissen, ewig gültige Wahrheit aussprechen.

Wissenschaft und ihre praktisch gewordene Anwendung, die Technik, bestimmen wie nie zuvor unser gesamtes Leben, von der Geburt bis zum Tod, vom Kleinsten bis zum Größten, von der gelingenden Kommunikation über alle Grenzen hinweg bis zum winzigen USB-Stick, auf dem ganze Bibliotheken Platz finden, die zu lesen unsere gemeinsame Lebenszeit nicht ausreicht.

Sind die Künste hier überhaupt noch ein ebenbürtiger Partner? Sind sie nicht längst nur noch ganz kleine, unscheinbare Geschwister der gewaltigen Wissenschaft, nur noch eine Zierde, ein Ornament im durchtechnisierten und durchrationalisierten Alltag, im algorithmenbestimmten und regelgeleiteten tagtäglichen Kommunikationsgeschehen?

Mir kommen dazu schlichte Fragen – Fragen, die sich übrigens die Wissenschaft auch selbst stellt.

Ist alles richtig, was klappt? Ist alles schön, was reibungslos funktioniert? Tut alles gut, was das Leben leichter macht?

Es gibt Fragen, die nicht mit Algorithmen zu beantworten sind. Es gibt Geschichten, die unvorhergesehen und unplanbar sind, die erzählt werden müssen. Es gibt ein Bedürfnis nach Schönheit und Stimmigkeit, das über die Freude an Benutzerfreundlichkeit hinausgeht. Und es gibt auch ein Bedürfnis nach Störung, nach Irritation, nach Konflikt, wo alles allzu glatt aufzugehen scheint.

In all diesen zu beantwortenden Fragen, in all diesen zu erzählenden Geschichten, in all diesen bleibenden Bedürfnissen eröffnet sich ein

großer Raum. Es ist der Raum der Kunst, also der Raum der Phantasie und der Poesie, der Raum des Schönen und des Irritierenden, der Raum des Gestalteten und des Sperrigen. In der Kunst, wie wir sie heute brauchen und für die wir dankbar sind, hat der Charme des Gelungenen genauso Platz wie der geniale Entwurf. Harmonie und Dissonanz, Fragment und Gesamtwerk.

Die Kunst führt immer neu ins Offene, hält – wie die Religion – die Sehnsucht wach. Die Kunst träumt immer noch eine Wirklichkeit weiter – aber so trifft sie sich auch wieder mit den tiefsten Intentionen wissenschaftlichen Arbeitens. Denn die Neugier der Wissenschaft ist unstillbar, auch sie ist immer wieder auf der Suche nach dem Offenen, nach dem Unbegangenen, nach dem Neuland.

Gerade weil sie heute so sehr verschieden sind, gerade weil sie von sehr verschiedenen Punkten aus auf die Wirklichkeit schauen und die Wirklichkeit verändern, gerade deswegen ist es nicht nur erlaubt, sondern ist es notwendig, daß Wissenschaft und Kunst zusammenkommen, wie es an immer mehr Orten geschieht: Ich habe von *visiting artists* in Forschungslaboren ebenso gehört wie von Wissenschaftlern, die sich künstlerischer Arbeitsweisen bedienen, um ihre Forschungsergebnisse zu vermitteln. Ich habe von Dichtern gehört, die sich von den Neurowissenschaften inspirieren lassen, und von Forschern, die ihre besten Ideen im Gespräch mit Musikern entwickeln. Der Orden *Pour le mérite* ist für diese Begegnung, für diesen wechselseitigen Austausch eine wunderbare Blaupause – und auch deswegen achten und ehren wir ihn.

ORDENSKANZLER
EBERHARD JÜNGEL

Herr Bundespräsident!
Sehr verehrte Frau Schadt!
Meine Damen und Herren!

Dic cur hic: Sage, warum du hier bist – pflegte man einst zu flüstern oder gar zu brüllen, wenn von einem Amtsträger Rechenschaft gefordert wurde: Rechenschaft für das, was er während seiner Amtszeit tun wolle oder bislang getan hat. Und wenn er zu solcher Rechenschaft bereit war, dann sagte er jene drei lateinischen Worte wohl auch zu sich selbst: *Dic cur hic! Gib Rechenschaft!*

Der noch in diesem Monat aus dem Amt scheidende Kanzler des Ordens *Pour le mérite* hört diese Aufforderung wohl. Doch ob er ihr entsprechen kann, ob *ich* ihr entsprechen kann – das ist die Frage.

Ich möchte diese Frage erörtern, indem ich Sie, meine Damen und Herren, bitte, zwar nicht an einen anderen Ort als Berlin, wohl aber an eine andere, an eine frühere Zeit zu denken, ja sich selber in jene Zeit zurückversetzen zu lassen: Berlin 1841.

Dic cur hic! Es war der als Nachfolger Hegels an die Berliner Universität berufene Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, der in seiner Antrittsvorlesung am 15. November 1841 dies zu sich selber sagte. »Die Antwort auf das *Dic cur hic*« versprach er seinen Hörern »durch die ganze Folge« seiner »Vorträge zu erteilen«. ¹

Schelling hatte also etwas zu sagen. Nein, nicht *etwas*, sondern – so er selbst – »das Bedeutendste«, was man für die »Philosophie« anno 1841 überhaupt tun konnte. ² So hoch bedeutsam war das zu Sagende damals deshalb, weil »die Philosophie« ... zu Lebensfragen, ja »bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen ist, gegen die ... gleichgültig zu seyn« niemandem »erlaubt ... ist«. ³ Das philosophische Denken sah sich – jedenfalls in der Wahrnehmung Schellings – von der bisher mächtigsten »Reaktion von Seiten des Lebens« ⁴ herausgefordert.

Auf diese beispiellose Auseinandersetzung zwischen Leben und Philosophie wollte der Philosoph Schelling sich einlassen. Philosophie aber muß *denken*. Denkend muß sie sich den ponderablen Lebensfragen stellen. Doch wenn sie dies tut, wird der Denkende von einer Lebensfrage zur anderen getrieben, ohne jemals eine endgültig befriedigende Antwort zu erhalten. Zuletzt stößt der denkende Mensch schließlich auf sich selbst, kann aber bei seiner Suche nach einem letzten Zweck oder Sinn auch bei sich selbst keine befriedigende Antwort finden, so daß es »zur letzten verzweiflungsvollen Frage« kommt. Die berühmte Passage aus Schellings Vorlesung verdient es, wörtlich in Erinnerung gerufen zu werden:

»Die ganze Natur müht sich ab, und ist in unaufhörlicher Arbeit begriffen. Auch der Mensch seinerseits ruht nicht, es ist ... alles ... voll Mühe und Arbeit, und doch sieht man nicht, daß etwas gefördert, wahrhaft erreicht werde, etwas nämlich, wobei man stehen bleiben könnte ... Weit entfernt also daß der Mensch und sein Thun die Welt begreiflich mache, ist er selbst das Unbegreifliche ... Gerade Er, der Mensch, treibt mich zur letzten verzweiflungsvollen Frage: warum ist überhaupt etwas? warum ist nicht nichts?« ⁵

Was macht jene »letzte Frage« so »verzweiflungsvoll«? Antwort: die Frage selbst. Denn indem das Denken sich jener letzten, verzweiflungsvollen Frage stellt, macht es den Versuch, nicht nur *nichts*, sondern *das Nichts* zu denken. Und ebendas kann es nicht. Und das ist zum Verzweifeln.

Schelling hatte seinen Hörern versprochen, sie dieser Verzweiflung zu entreißen. Aber dies nicht etwa dadurch, daß er seinerseits der Philosophie den Rücken kehrt, sondern vielmehr dadurch, daß er nun erst recht Philosophie treibt, stärkere Philosophie, in der das Denken mit dem undenkbareren Nichts umzugehen vermag. Um das zu erreichen, muß das Denken lange Wege gehen. Es wird folglich vielsagend. In der von seinem Sohn betreuten ersten Gesamtausgabe umfaßt das Gesagte 897 Seiten. Die unabweisbaren »Lebensfragen« machten sein Denken in neuer Weise beredt: so beredt, daß er nicht nur sagen konnte, warum er hier ist, sondern hier sein mußte, um sagen zu können, was gedacht zu werden verlangt.

Nicht so der von seinem Amt Abschied nehmende Ordenskanzler, der Sie, meine Damen und Herren, bittet, nunmehr wieder in die Gegenwart zurückzukehren und ernst zu nehmen, daß ich verstummen muß, wenn das Nichts zu denken gefordert wird. Und daß ich verstummen will, wenn von dem Ordenskanzler ein Rechenschaftsbericht erwartet wird. Zu beiden Arten des Verstummens ist allerdings jeweils ein Mißverständnis abwehrendes Wort unerlässlich.

Daß man das Nichts nicht denken kann, besagt nicht, daß es unerfahrbar ist. Das Nichts wird erfahren: unheimlich und nur zu oft grauenhaft erfahren. Deshalb darf sich das Denken mit der abstrakten Wahrheit, daß das Nichts undenkbar ist, nicht zufriedengeben. Es muß jener Wahrheit vielmehr derart genügen, daß es vom Nichts wegdenkt.⁶ Wegdenken ist auch Denken. Vom Nichts Wegdenken ist weder ein Wegdenken des Nichts noch ein Denken des Nichts, sondern eine dem Nichts gemäße Bewegung des Denkens, die dem Nichts sozusagen des Seine gibt: nämlich nichts. Vom Nichts *weg-*

denkend, geht das Denken auf Seiendes und Seinsollendes zu. Es wird *gestaltendes* Denken, so daß nun auch »Wissenschaft und Kunst der Welt Gestalt geben« können.

Schließlich noch eine Erinnerung daran, daß der Schweigende keineswegs nichts zu sagen hat. Zwei lateinische Sätze, die unsreiner schon auf der Schule lernen mußte, weisen darauf hin, nämlich *cum tacent clamant* und *cum tacent confitentur*: *Indem sie schweigen, klagen sie*. Und: *Indem sie schweigen, gestehen sie*.

Beides gilt auch für den aus dem Amt scheidenden Ordenskanzler. Doch *was* er im Blick auf seine Amtstätigkeit schweigend beklagt und *was* er schweigend gesteht, das müssen Sie, verehrte Ordensmitglieder, sich selber sagen.

Bleibt mir noch dies zu sagen: Ich gratuliere der neu gewählten Ordenskanzlerin und den neu gewählten Vizekanzlern und wünsche Ihnen, verehrte Frau Nüsslein-Volhard, verehrter Herr Tomuschat und verehrter Herr Grünbein, für Ihre Tätigkeit an der Spitze unseres Ordens eine allzeit glückliche Hand, immer wieder freundlich blickende Augen und wohltuende Augenblicke. Und vergessen Sie nicht – und sei es denn schweigend – zu sagen, was für das Wohl des Ordens *Pour le mérite* zu tun und zu lassen Sie für angemessen oder gar für geboten halten: *Dic cur hic*.

Anmerkungen

- 1 *F.W.J. von Schelling*, Philosophie der Offenbarung. S. W., Zweite Abt., Vierter Bd., 1858, 359.
- 2 A. a. O., 362.
- 3 A. a. O., 363.
- 4 Ebd.
- 5 Philosophie der Offenbarung, S. W., Zweite Abt., Dritter Bd., hg. von K. F. A. Schelling, 1858, 7.
- 6 Vgl. *Karen Gloy*, Die paradoxe Verfassung des Nichts. Kant-Studien 74, 1983, 133-160.

TISCHREDE BEIM MITTAGESSEN
IM HOTEL INTERCONTINENTAL
AUF EINLADUNG DES STAATSMINISTERS
AM 10. JUNI 2013

BERND NEUMANN

Sehr geehrter Herr Ordenskanzler,
verehrte Mitglieder des Ordens Pour le mérite,
meine Damen und Herren,

das Mittagessen, zu dem der jeweils zuständige Ressortminister zu Ehren der in Berlin versammelten Mitglieder des Ordens Pour le mérite einlädt, hat eine lange Tradition. Sie machen mir heute immerhin zum 7. Mal die Freude, meiner Einladung Folge zu leisten. Naturgemäß gibt mir mein Amt relativ selten Gelegenheit, dermaßen ungezwungen mit Wissenschaftlern und Künstlern Ihres Ranges zwei Stunden lang zusammensitzen und bei einem guten Essen entspannte, anregende Gespräche zu führen. Aber auch das ist nach meinem Verständnis ein Teil unserer Kultur, der allerdings im politischen Tagesgeschäft manchmal etwas zu kurz kommt.

Lassen Sie mich heute auch einer weiteren guten Tradition folgen, die mir in den vergangenen Jahren wichtig war, Ihnen einige Gedanken zu zentralen Fragen und Themen der Kulturpolitik vorzutragen. Heute möchte ich einige Gedanken zu einem Thema ausbreiten, das Künstler und Wissenschaftler gleichermaßen, das Sie

alle unmittelbar betrifft. Wir leben seit etwa einem Vierteljahrhundert in einem neuen, dem sogenannten »digitalen Zeitalter«. An dessen Anfang standen die Erfindung und dann der umfassende Einsatz des Computers, der die Entstehung eines weltumspannenden Daten- und Informationsaustausches möglich gemacht hat. Die Diskussion über die Chancen und Herausforderungen des digitalen Zeitalters hat längst die Mitte der Gesellschaft erreicht und wird dort auch geführt. Eine erst 2006 gegründete politische Partei befaßte sich zunächst fast ausschließlich mit Themen der digitalen Welt, wenngleich das möglicherweise auch eine etwas zu schmale Basis ist.

Millionen von Nutzern des Internet kommen täglich auf den Bahnen des Internet mit den geistigen Schöpfungen anderer, das heißt vor allem auch mit den geistigen Schöpfern von Ideen, Theorien, Kunstwerken aller Art in Berührung und haben die technischen Möglichkeiten, diese auf vielfältige Art zu nutzen. Es ist eine abendländische Idee, daß diese Schöpfungen nicht vom Himmel gefallen oder vom Weltgeist geboren, sondern von einzelnen, namentlich bekannten Schöpfern in die Welt gesetzt worden sind. Diese sind deren Urheber, die sich die ideelle und materielle Anerkennung dieser ihrer Urheberschaft erhoffen und auf diese vertrauen.

In einer Gesellschaft, deren Verhältnisse nicht nur moralisch und wirtschaftlich, sondern vor allem auch rechtlich geordnet sind, hat das Recht des Urhebers einen eigenen und besonderen Stellenwert. Dabei ist der »Urheber« ein spätes Phänomen der Geschichte, faktisch wie begrifflich. Er tritt erst spät aus dem Dunkel der Anonymität und wird als Persönlichkeit, das heißt mit seinem Namen faßbar. Wir kennen den Erfinder des Rades ebensowenig wie die Schöpfer der kleinen Elfenbeinfigürchen aus den Höhlen der Schwäbischen Alb; weder sind Namen für den großen Meister des Bildes der Nofretete überliefert noch für den berühmten Bamberger Reiter.

Als erste treten in der griechischen Antike bezeichnenderweise einzelne Dichter und Denker aus dem Dunkel ins Licht der Überlieferung und der Quellen, dann Musiker und Architekten. Deren Fähigkeiten gehörten zum Kreis der »freien Künste« (artes libera-

les), während die der Bildhauer und Maler als niedere, »mechanische« Künste (*artes mechanicae*) galten. Das ändert sich erst mit dem Übergang des Mittelalters zur Neuzeit, als auch die bildenden Künstler gleichberechtigt und stolz als »Urheber« neben ihr Werk treten und ihr Selbstverständnis nicht mehr das von Nachahmern, sondern das von Erfindern von Wirklichkeit ist. Aber vom Urheber ist es noch ein großer Schritt zum Urheberrecht, das die Entstehung eines Begriffs vom »geistigen Eigentum« voraussetzt. Dies geschieht um 1800 in den Denkfabriken des deutschen Idealismus und der Romantik. Die Idee eines fortbestehenden, quasi unveräußerlichen Rechtes des Urhebers an seinen Werken setzt die Idee des selbstbestimmten Subjekts, letztlich die Idee des freien Bürgers voraus. Das schöpferische Individuum kann nun, wie die Künstler und Wissenschaftler der Voraufklärung, sein Werk zwar veräußern, behält aber Rechte an diesem Werk, die sich auf die spätere Verwertung, zum Beispiel seine Veröffentlichung, beziehen. Das Eigentum an geistigen Gütern, an Kunstwerken, Ideen, Erfindungen, differenziert sich also in ein materielles und ein immaterielles. Die Rechtsentwicklung des späten 19. und des 20. Jahrhunderts hat die Perspektive forciert, daß das Recht des Urhebers vorrangig diesem selbst und seinen Interessen zu dienen habe.

Die aktuelle Diskussion über das Urheberrecht hat naturgemäß viele Dimensionen und muß wirtschaftliche, kulturelle, soziale und gesellschaftliche Aspekte einbeziehen. Ich beschränke mich hier aus Zeitgründen auf die jüngere Geschichte seit Gründung der Bundesrepublik. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 sichert nicht nur jedem Menschen das Recht auf Teilnahme am kulturellen Leben zu, sondern garantiert auch jedem Urheber das Recht auf den Schutz seiner ideellen und materiellen Interessen. Bereits 1955 hat der Bundesgerichtshof ausgeführt, daß die Herrschaft des Urhebers über sein Werk, auf die sich letztlich sein Anspruch auf eine gerechte Vergütung gründet, ihm nicht erst durch den Gesetzgeber verliehen wird, sondern aus der Natur der Sache folgt, nämlich aus seinem geistigen Eigentum. Ein Vierteljahrhundert später hat das Bundesverfassungsgericht festgestellt, daß die Zuordnung

des Ergebnisses schöpferischer Leistungen an den Urheber zu den konstituierenden Merkmalen des Urheberrechts als Eigentum im Sinne des Grundgesetzes gehört. Dies macht deutlich, daß das Urheberrecht ein elementares Rechtsgut ist. Geistiges Eigentum und die Anerkennung seines Wertes sind unverzichtbare Bestandteile unserer Rechtsordnung.

Diese Grundsätze sind keineswegs deshalb überholt, weil das digitale Zeitalter bei ihrer Formulierung noch in weiter Ferne lag. Der Respekt vor den Urhebern gebietet es heute mehr denn je, den Früchten ihres Geistes Schutz zu gewähren. Dieser Schutz bildet die wirtschaftliche Grundlage für professionelles künstlerisches und auch wissenschaftliches Schaffen.

Bei der Fortentwicklung des Urheberrechts haben wir in dieser Legislaturperiode einige wichtige Schritte nach vorn tun können. Im August wird das neue *Leistungsschutzrecht für Presseverleger* in Kraft treten. Dies gibt Verlegern ein eigenständiges rechtliches Fundament zur Durchsetzung ihrer Rechte im Internet und verbessert die Rahmenbedingungen der Presse. Die *Verlängerung der Schutzdauer* für ausübende Künstler und Tonträgerhersteller von 50 auf 70 Jahre, die der Deutsche Bundestag Ende April beschlossen hat und für die ich mich bereits auf europäischer Ebene stark gemacht habe, stützt die Musikwirtschaft und leistet einen Beitrag zur finanziellen Absicherung ausübender Künstler im Alter.

Der Regierungsentwurf des *Gesetzes zur Nutzung verwaister und vergriffener Werke* von Anfang April ist ein Meilenstein bei der Erleichterung des Zugangs zu unserem kulturellen Erbe. Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen können in Zukunft dann, wenn eine sorgfältige Suche nach den jeweiligen Rechteinhabern erfolglos geblieben ist, auch ohne deren Zustimmung Schriften, Filme und Tonträger aus ihren Beständen digitalisieren und im Internet zugänglich machen. Wir erfüllen damit ein wichtiges Anliegen von Bibliotheken, Museen und Archiven, aber auch von den Einrichtungen des Film- und Tonerbes, die schon lange darauf warten, ihre Schätze endlich heben und einem breiten Publikum zugänglich machen zu können.

Nach der »digitalen Revolution« und im Zeitalter des Internet kann es aber politisch nicht mehr nur darum gehen, die Interessen der Urheber und der Verwerter gegeneinander auszuspielen. Ich sehe es auch als wichtige politische Aufgabe, diese Interessen zu vermitteln und auf vernünftige und praxisgerechte Weise auszugleichen.

Vor allem Künstler und Wissenschaftler sind und bleiben die Motoren gesellschaftlicher Entwicklungen im weitesten Sinne. Das Urheberrecht gehört zu den Rahmenbedingungen jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit, deren Gestaltung Aufgabe jeder Regierung ist. Der Ideenreichtum von Menschen, gleich welcher Nationalität oder Herkunft, gehört zu den wertvollsten Ressourcen unseres Landes. Das Urheberrecht trägt dazu bei, dieses Potential zum Nutzen der Gesellschaft auch auszuschöpfen. Das Protektorat des Bundespräsidenten ist insofern nicht nur eine Anerkennung Ihrer jeweiligen ganz persönlichen Leistungen in Wissenschaft und Kunst, sondern steht auch für die Anerkennung der Leistungen aller Wissenschaftler und Künstler für unsere Gesellschaft und damit unsere geistige und materielle Zukunft.

In diesem Sinne begrüße ich Sie noch einmal sehr herzlich und möchte Sie bitten, mit mir das Glas zu erheben.

TISCHREDE BEIM ABENDESSEN
AUF EINLADUNG DES ORDENSKANZLERS

HANS MAGNUS ENZENSBERGER

DANKESWORTE AN EBERHARD JÜNGEL

Verehrte Gäste,
liebe Ordensschwwestern und Brüder,
lieber Ordenskanzler,

ja, ich nenne Sie zuletzt, weil ich Ihnen nicht ersparen kann, daß hier von Ihnen zuerst die Rede sein muß, weil heute der letzte Tag ist, zu dem Sie – vor der Öffentlichkeit – die Bürde dieses Amtes zu tragen haben.

Ach, wenn es nur *diese* Last wäre!

Doch der HERR – und dieses Wort schreibe ich, wie es sich gehört, mit Großbuchstaben –, der HERR hat Sie, aus unerfindlichen Gründen mit ganz anderen Heimsuchungen geplagt.

Sie mit Hiob zu vergleichen, erlaube ich mir nicht. Denn dazu bin ich nicht bibelfest genug und theologisch zu unbedarft. Als kleiner Katholik habe ich es nicht einmal bis zum Ministranten gebracht.

Jedoch habe ich, wie alle Mitglieder des Ordens, Grund und genügend Gelegenheit gehabt, Ihre theologische Tiefe zu preisen, ebenso wie das, was ich Ihren theologischen Humor nennen möchte.

Er hat Sie, ungeachtet der bewußten Heimsuchungen, nie verlassen,

sowenig wie Ihr hartnäckiges Pflichtbewußtsein und Ihre Tapferkeit.

Aber das ist bei weitem nicht alles.

Denn es muß gesagt werden, daß Sie es als guter Hirte mit einer scheckigen Schar von entschlossenen Einzelgängern zu tun hatten, die wahrlich nicht leicht zu hüten ist.

Dazu braucht es mehr, als den meisten von uns gegeben ist: Delikatesse, Diplomatie, Duldsamkeit und Beharrlichkeit.

Nur wer dabei war, weiß die atmosphärische Leichtigkeit zu schätzen, die sich in diesem Club verbreitet hat.

Seitdem Sie das Amt des Kanzlers übernommen haben, gab es im dichtgedrängten Programm seiner Tagungen wohltuende Pausen, an denen es früher oft gefehlt hat. Das hat die Debatten beflügelt und ein Klima der Weitläufigkeit und Eleganz befördert.

Dafür und für mehr, als ich hier nennen möchte, sind wir alle Ihnen Dank schuldig.

Aber auch das ist nicht alles.

Wir spüren nämlich noch eine andere Regung, die der Dankbarkeit nicht nachsteht.

Das ist die Bewunderung, ihre große Schwester.

Dieses Gefühl ist so gesund, daß es jeden erleuchtet, den es erfüllt.

Lieber Herr Jünger – bleiben Sie uns erhalten.

ZWEITER TEIL

DIE HERBSTTAGUNG IN TRIER
VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 2012

VORTRÄGE

ALBRECHT SCHÖNE

LESUNG AUS DEN POUR-LE-MÉRITE-BRIEFEN
VON THEODOR HEUSS

Herr Ordenskanzler, verehrte Damen und liebe Herren,

im Verlag De Gruyter ist kürzlich eine Auswahl der Briefe von Theodor Heuss aus den Jahren 1949-1954 veröffentlicht worden.¹ Zehn von diesen 245 Schreiben betreffen die damalige Wiederbelebung unseres Ordens.² Der frühere Verlagschef Klaus G. Saur hat vorgeschlagen, sie Ihnen zur Kenntnis zu bringen. Im Einverständnis mit dem Kanzler lese ich also eine halbe Stunde lang daraus vor.

Da seit 1933 für den formell weiterbestehenden Orden keine Nachwahlen mehr vorgenommen werden durften, lebten 1949, als Heuss zum ersten Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland gewählt worden war, nur noch drei der Träger des Friedens-Pour le mérite. Auch der letzte Kanzler, Max Planck, war 1947 gestorben. Daß das Staatsoberhaupt sich damals des hilflosen Ordens annahm, hatte durchaus auch persönliche Beweggründe. Heuss' Schwiegervater, der Nationalökonom Georg Friedrich Knapp, war 1918 mit dem Pour le mérite ausgezeichnet worden. Und er selber hatte 1942, zum 100jährigen Gründungstag einer gesonderten Friedensklasse des

Ordens, den großen Artikel ›Ein Areopag des Geistes‹ geschrieben, der in der ›Frankfurter Zeitung‹ erschienen war⁵ – ohne Namensnennung des Verfassers, weil das ›Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda‹ ihm seine publizistische Tätigkeit untersagt hatte. Heuss äußerte sich dort über »die große und bedeutende historische Kontinuität« dieser Institution und über frühere Angehörige (die er übrigens in alt-herkömmlicher Weise noch als »Ritter« bezeichnete und nicht mehr, dem Ordensverbot der Weimarer Republik folgend, als Mitglieder einer sozusagen clubartigen »Freien Vereinigung«). Er erwähnte, mitten im Krieg, ausdrücklich die große Zahl der ehemals zugehörigen Franzosen und Engländer und nannte namentlich sogar die als Kommunistin gebrandmarkte Käthe Kollwitz. Untadelig das Ganze, wirklich hochcouragiert. Das nationalsozialistische Nachwahlverbot, ein Aussterbegebot also für den Orden, berührte er nur mit der Bemerkung, es sei »die Frage nach dessen Weiterführung in eine Schwebelage gekommen«. Im nachhinein liest sich das fast als eine Ankündigung. Denn an eine »Weiterführung« unter dem NS-Regime war gar nicht zu denken: daß sie überhaupt möglich würde, setzte dessen Zusammenbruch voraus – der 1942 doch absehbar erscheinen mochte.

Nach dem Ende der Diktatur also, schon im ersten Jahr nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten, suchte Heuss die jetzt wirklich bestehende »Schwebelage« zu überwinden. Am 10. Dezember 1950 hat er an den Historiker Fritz Meinecke in Berlin geschrieben:

*Verehrter, lieber Herr Meinecke,
in diesem Brief möchte ich Ihnen vortragen dürfen, was mich seit einiger Zeit beschäftigt. Wie Sie sich denken können, ist die Frage der Neuschöpfung von Orden oder Auszeichnungen ein Gegenstand mannigfaltiger Überlegungen [...], ebenso aber die Möglichkeit, einer] Auszeichnung, die eine große Tradition besaß, vielleicht neue Wirklichkeit und Wirksamkeit zu geben. Und hier möchte ich den Versuch machen, die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite neu zu beleben. Ich weiß erstens, daß es ein preußischer Orden war, und zweitens, er eine Stiftung Friedrich Wilhelms IV. gewesen ist, der durch Alexander*

von Humboldt beraten war. Der Orden, der 30 ausgezeichnete Männer bei einer bestimmten inneren Aufteilung der künstlerischen und wissenschaftlichen Disziplinen umfaßte, ist ja, wie Sie wissen, durch Adolf Harnack nach 1918 erhalten geblieben. Auch nachdem die Weimarer Verfassung Orden und Ehrenzeichen abgeschafft hatte, war der Reichspräsident Ebert einsichtig genug, diesen Geistes-Aristokraten-Orden demokratischer Ordnung zu erhalten. Sie wissen, daß die personelle Zusammensetzung dieses Ordens wie auch das von den Staatsautoritäten unabhängige Verfahren der Selbstergänzung nicht in das System des Nationalsozialismus paßte. Hitler hat seine Weiterführung untersagt. [...]

Nach meiner Erinnerung gehören Sie, lieber Herr Meinecke, zu den Trägern des Ordens. Ich denke, es werden wohl noch einige andere unter uns weilen, aber ich übersehe das nicht [...].

Ich möchte Ihnen folgende Idee unterbreiten; daß Sie mir einen Brief schreiben, in dem Sie mich bitten, die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite wieder ins Leben zu rufen, um eine würdige und bedeutende Tradition nicht untergehen zu lassen. Ich würde Ihnen dann antworten, daß ich von mir aus die Anregung begrüße, aber nicht als Neustifter auftrete (was eine geschichtliche Geschmacklosigkeit wäre), sondern ich würde an Sie Bitte und Auftrag richten, mit den noch vorhandenen Trägern des Ordens Pour le mérite die Ergänzung auf die 30 Namen einzuleiten. Damit hätten wir die historische Kontinuität bewahrt und die geistige und sachliche Autonomie des Ordens neu gesichert. Bei dieser Neuergänzung würde am besten ein kleiner Kreis, an dessen Arbeit ich selbst gerne mitwirken würde, beratend auftreten. Wir würden uns auch überlegen, ganz wenige, aber wirkungsvolle Ausländer hereinzunehmen [was in der Weimarer Republik nicht mehr zulässig war], mit denen natürlich auch vorher sorgfältig gesprochen werden müßte. Wenn es auf solche Weise gelingt – ich erbitte ihr Mitdenken und Mitwirken –, den deutschen Orden vor den Deutschen selbst und der Welt wieder zur Gestalt zu bringen, so wäre es moralisch-psychologisch und geistig-politisch unzweifelhaft ein Gewinn. [...]

Heuss hatte keine Unterlagen mehr zur Hand. Meinecke, der Adressat dieses Briefes, gehörte damals gar nicht zu den Trägern des Ordens, wurde erst später hinzugewählt. Korrekt adressiert ging ein entsprechendes, hier nicht abgedrucktes Schreiben also bald darauf an den Arabisten Littmann in Tübingen, einen der drei in Deutschland tatsächlich noch lebenden Ordensmitglieder.

Wenige Tage später schon, am 10. Januar 1951, hat der Bundespräsident dann an Albert Einstein nach Princeton geschrieben. Nach einleitenden Worten heißt es da:

Der Briefwechsel zwischen dem Tübinger Ägyptologen Enno Littmann und mir, den ich beilege, zeigt Ihnen, daß das Schicksal der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite zwischen uns ins Gespräch gekommen ist. Es leben von den dreißig Mitgliedern, die der Ordensatzungsgemäß hatte, noch vier, eben Enno Littmann, der Musiker Wilhelm Furtwängler, der Kriegshistoriker von Kuhl und – Sie –, verehrter Herr Professor.

Nun ist mir dies bekannt, daß Sie nach den Ereignissen des Jahres 1933 und nachdem Sie Deutschland verließen, Ihren Orden an Max Planck, den damaligen Kanzler, zurückgaben und damit die Gemeinschaft verließen. Diese Entscheidung ist von jedem respektiert worden, so sehr sie gerade auch Max Planck geschmerzt hat.

Ich muß damit rechnen, daß Sie sagen: Diese Dinge liegen ja nun hinter mir, was veranlaßt den Heuss, mir jetzt zu schreiben. Ich halte es zunächst für eine Anstandspflicht, Sie von den durch Littmanns Anregung in Bewegung kommenden Überlegungen zu unterrichten, da Sie ja nun doch einmal ein hochgewürdigtes Mitglied des Kreises gewesen waren. Aber es bewegt mich dabei auch dies, die Frage an Sie zu richten, ob Sie, falls aus den Überlegungen eine Verwirklichung wird, bereit wären, einer Bitte des evtl. neu sich bildenden Gremiums zur neuen Mitgliedschaft zu entsprechen. Die Dinge selber sind so vollkommen im ersten Stadium [...]. Ich habe auch noch mit keinem einzigen der Herren aus dem Komplex der Naturwissenschaften ein Wort über diese Dinge gewechselt, so gute persönliche Beziehungen etwa zu dem Kreis der Max-Planck-Gesellschaft bestehen. Ich weiß aber, daß sie dankbar

dafür sein würden, die Verbundenheit in der geistigen Welt neu dokumentiert zu erhalten.

Ich kann natürlich nicht Ihre heutige Gefühlslage gegenüber solchen Dingen beurteilen, aber ich nehme mir die Freiheit, Ihnen diese Sache einfach einmal vorzutragen. [...] Ich glaube, daß es einen für viele Menschen befriedigenden Eindruck machen würde, wenn dann ein Ja von Ihnen einträfe, aber wenn Sie meinen ganzen Gedanken ablehnen, dann würde ich Ihr Verständnis erwarten, daß der Versuch einer Anfrage unterbleibt, weil eine Ablehnung, die ja dann sicher nicht geheim bliebe, auf den Versuch von Anbeginn einen dunklen Schatten legen würde, und ich bin dessen gewiß, daß Sie solches nicht verursachen wollen, denn ich sehe gerade in der Möglichkeit, zu den alten Intensionen von Alexander v. Humboldt [meint: zur Verleihung dieses Ordens auch an Ausländer] zurückzukehren, eine gute Aufgabe unserer Generation.

Sie wollen bitte, verehrter Herr Professor, die Unmittelbarkeit und Offenheit dieses Schreibens freundschaftlich aufnehmen. Es ist seiner Natur nach ganz vertraulicher Art, denn auch von diesem Gedanken weiß nur mein hiesiger Arbeitskreis etwas.

Einstein lehnte am 16. Januar 1951 ab. Nach dem deutschen Massenmord am jüdischen Volk, so hat er damals geschrieben, sei es »evident, daß ein selbstbewußter Jude nicht mehr mit irgendeiner deutschen offiziellen Veranstaltung oder Institution verbunden sein will«.

Am 12. Juli 1952 wandte sich Heuss wieder an Littmann und schickte ihm jetzt ein von ihm selber entworfenes Rundschreiben an die überlebenden älteren und an fünfzehn inzwischen kooptierte neue Träger des Ordens. Littmann (76 Jahre alt, emeritiert und gewiß ohne Hilfskräfte) unterzeichnete das und verschickte es mit Hilfe frankierter Briefumschläge aus dem Sekretariat des Bundespräsidenten. Es lautete:

Daß seit der am 31. Mai veröffentlichten Weiterführung des Ordens den neuberufenen Mitgliedern keine weiteren Mitteilungen und auch

nicht die Ordenszeichen selber zuzugingen, hat seine einfachen Gründe: Die Vorbereitungen mußten in strenger persönlicher Vertraulichkeit geführt werden, um nicht durch voreilige, halbe oder schiefe Darstellungen die Aufnahme des Neubeginns im öffentlichen Bewußtsein zu verwirren. Man wird sagen dürfen, daß aufs Ganze gesehen der Widerhall freundlich und verständnisvoll gewesen ist; daß es auch an publizistischer Kritik nicht völlig fehlen würde, mußte veranschlagt werden [gemeint war ein Artikel im ›Rheinischen Merkur‹, der (auch noch zu Unrecht) beanstandete, daß dem Orden keine Katholiken angehörten].

Die Vertraulichkeit der Vorbereitungen erzwang, daß erst nach dem 31. Mai die Erkundungen nach dem Verbleib der Ordens-Insignien einsetzen konnten. Sie haben sich als ungemein schwierig und umständlich erwiesen und sind noch nicht abgeschlossen. Denn es bedurfte vieler Schreibereien, um die Adressen der eventuellen Hinterbliebenen festzustellen. Einige waren erfolgreich, andere sind im Ergebnis noch ungewiß, zumal wo es sich um Mitglieder des Ordens handelte, die durch Verbombung betroffen waren, die ihren Wohnsitz verlassen hatten. Von manchen der Hinterbliebenen wird berichtet, daß die Insignien der Ordnung gemäß an Max Planck zurückgegeben worden sind. Es muß leider damit gerechnet werden, nach der Aussage von dessen Schwiegertochter, daß mit Max Plancks Wohnung und Besitz eine ganze Anzahl der Insignien untergegangen sind. Wie ich vom Bundespräsidialamt, das mit der Unterstützung einiger Sach- und Personalkenner sich um die historischen Insignien bemüht hat, erfahre, ist die Herstellung der neuen Ordenszeichen eingeleitet. [...]

Da ich annehme, daß das »Suchen« nach den alten Insignien noch einige Zeit beanspruchen wird, mache ich den Vorschlag, daß etwa in der ersten Hälfte des Oktober die achtzehn bisherigen Mitglieder des Ordens zusammentreten werden, um a) die Satzungen zu beschließen und b) die Zuwahl der weiteren zwölf Mitglieder zu vollziehen. Ob dieses Gremium auch schon die »Organe« der Vereinigung bestellen soll (Kanzler und zwei Vertreter) oder ob damit gewartet werden soll, bis die Ergänzungswahlen vollzogen, will ich offen lassen; meine etwas »angemaßte« [in Littmanns Endfassung: meine vorläufig übernom-

mene] Funktion wird mit der Konstituierung ihr Ende finden müssen. Aber ich möchte, soweit das noch nicht geschehen ist, die Mitglieder bitten, über die Persönlichkeiten, die in den Kreis treten sollen, sich jetzt schon Gedanken zu machen.

Es ist mir in Aussicht gestellt, daß den Mitgliedern des Ordens aus der Teilnahme an der Sitzung keine Kosten erwachsen werden. Ich glaube, daß es praktisch nützlich ist, auch für diese Sitzung die alte Übung gelten zu lassen, daß Mitglieder, die an der Teilnahme verhindert sind, ihre Stimme delegieren können.

Am 9. Februar 1953 ging dann ein Schreiben von Heuss an Carl Jacob Burckhardt nach Versailles:

Ich denke, daß es Ihnen nicht entgangen ist, daß ich im vergangenen Jahr die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite in des Wortes wahrster Bedeutung vor dem Aussterben rettete, da von den dreißig »Rittern« nur noch drei lebten. Indem ich sozusagen die Nachfolge der preußischen Könige usurpierte, habe ich im Einvernehmen mit den drei alten Ordensträgern zunächst die Ergänzung auf 18 Mitglieder herbeigeführt, der dann vor einigen Wochen die Abrundung auf die historischen dreißig folgte. [...]

Nun habe ich bei der Neukonstituierung des Ordens den Herren nahegelegt, und einen freundlichen Widerhall gefunden, die alte Ordnung des Alexander von Humboldt wieder zu erneuern – die 1924 weggefallen war – und bis zu dreißig Angehörige anderer Staaten in diese Ordensreihe mit aufzunehmen. Ich denke, daß an dem Entwurf neuer Statuten gearbeitet wird; ich halte mich in den technischen Dingen jetzt zurück, um das Bewußtsein der inneren Autonomie in dem Kreis zu stärken. Ich hatte bei einer Besprechung einmal ausgeführt, daß man an Männer wie den inzwischen verstorbenen Benedetto Croce, an Niels Bohr, an Carl Burckhardt, an George an [Thomas Stearns] Eliot denken könne und [...] schreibe Ihnen darüber so ausführlich, weil ich nun, wenn diese Regelung, wie ich hoffe, zustande kommen sollte, in der Tat mich herzlich freuen würde, wenn das Ordenskapitel Sie um die Annahme der Friedensklasse des Pour le mérite ersuchen würde

und wenn Sie dieses Ersuchen annehmen könnten. Denn dieser Orden hat nach seiner Struktur und Geschichte nicht den staatspolitischen Charakter wie sonstige Auszeichnungen, sondern er trägt ein geistesaristokratisches Element und ist, nach meinem Gefühl zumindest, in der Bildungsgeschichte, und zwar nicht bloß der Deutschlands, als die edelste Anerkennung für wissenschaftliche und künstlerische Leistungen empfunden worden, die mit Deutschland verbunden ist. Ich würde glauben, daß die großen Namen, die mit ihm verknüpft sind, auch wenn eine lange Pause des Verkehrs mit dem Ausland dazwischen liegt (fast vier Jahrzehnte!), doch in der wissenschaftlichen und geistigen Welt heute noch oder heute wieder eine sammelnde Kraft darstellen.

Burckhardt erhielt den Pour le mérite dann 1955.

Am 26. März 1954 ging wieder ein langes Schreiben an den inzwischen zum Ordenskanzler gewählten Littmann, aus dem ich nur einzelne Passagen vorlesen will. Für die neuen Pour-le-mérite-Statuten schlägt Heuss hier eine Präambel vor:

»Auf die Bitte der Vereinigung hat der Herr Bundespräsident seine Zustimmung zu der Neufassung der Statuten erteilt und das Protektorat übernommen.«

Diesem Beschluß müßte ein von Ihnen an mich gerichtetes Schreiben vorangegangen sein, in dem diese Bitte ausgesprochen wird. Einen Entwurf dafür würden wir Ihnen zu Ihrer Entlastung zustellen können. Für meine Antwort auf dieses Schreiben würde ich den Herrn Bundeskanzler um eine Gegenzeichnung bitten, damit die doch wenigstens zum Teil an meiner Person hängende Rettung oder Neubegründung der Friedensklasse des Pour le mérite von dem persönlichen Charakter entfernt und ins Staatlich-Objektive der Dauer gehoben wird. In der Weimarer Zeit war auf eine solche Form selbstverständlich verzichtet worden, da die Rettung der Friedensklasse eben nur in der Form einer Vereinigung [...] möglich war. Da jetzt keinerlei Ordensverbot im Grundgesetz mehr existiert, braucht diese Trennung vom Staat nicht mehr aufrechterhalten zu werden, und der Weg zur Zuwahl ausländischer Mitglieder bekommt symbolisch ein stärkeres Gewicht. [...]

Die zweite Frage, die behandelt werden muß, ist die Zuwahl von Ausländern. [...]

Es müßte wohl von Ihnen die Aufforderung an die Mitglieder der Vereinigung hinausgehen, sich darüber Gedanken zu machen, aber ich würde Ihnen dankbar sein, wenn dabei meine Auffassung [...] auch zum Ausdruck kommen könnte, daß man sich nicht auf die Zuwahl von [sogleich] dreißig Männern und Frauen einrichtet. – Es liegt in der Natur der Dinge, daß hier größter Takt und Verschwiegenheit notwendig ist, denn es müßte ja entweder durch Mitglieder des Ordens, wo persönlich-freundschaftliche Beziehungen vorliegen, oder durch die deutschen Missionschefs die Annahmewilligkeit geklärt sein, wie auch in einer Reihe von Ländern die Erlaubnis der dortigen Regierung, einen Orden anzunehmen. [Er, Heuss selber, heißt es da] habe in den Unterhaltungen den Gesichtspunkt vertreten, daß eine gewisse Rücksicht auf das Alter genommen werden muß, in dem Sinn, daß auch Leute unter siebzig, vielleicht sogar auch unter sechzig Jahren berufen werden, um eine Kontinuität für die Tradition des Verfahrens zu begründen.

Der Gedanke, dem Orden auch eine Art von Außengesicht zu geben, hat ja zu der Anregung geführt, an dem Ordenstag eine Art von Festsetzung mit einem Vortrag zu halten. Zu dieser Sitzung sollen dann hier nach Bonn, wo an der Universität auch die räumlichen Voraussetzungen sich anbieten, Vertreter der akademischen Welt, aber auch wer sonst in Frage kommt, geladen werden. Sie haben mit Herrn Prof. Max Hartmann deshalb schon Fühlung genommen. Ich nehme dabei an, daß er von seiner philosophischen Position aus sprechen und nicht einen Spezialvortrag über experimentelle Genetik halten wird, denn dann kriegen die Leute Angst, und der Pour le mérite erscheint als ein Gelehrtenkränzchen, was er doch nicht sein soll. [...]

Da es früher die Sitzungen solcher Art, soweit ich weiß, nicht gegeben hat, hat es auch nicht, vielleicht abgesehen von akademischen Spezialfeiern, in diesem Kreis den Nachruf auf ein ausgeschiedenes Mitglied gegeben. [...] Aber ich würde es sehr schön und auch der Würde des Mannes und des Gremiums entsprechend finden, wenn [...] Eduard Spranger vielleicht bereit ist, 20 bis 25 Minuten über Friedrich Mei-

neckes Stellung in der deutschen Geistesgeschichte der letzten 50, 60 Jahre zu sprechen [...], und ich könnte mir denken, daß es Spranger selber Freude machen würde, wenn seine gesundheitliche Lage es ihm erlaubt, an dieser Stelle ohne wissenschaftliche Analyse der Einzelwerke von Meinecke das zu würdigen, was er für die Aufhellung geistesgeschichtlicher Zusammenhänge selber erforscht und wie er eine ganze Provinz des historisch-politisch-geistigen Lebens zu einer gewissen Selbständigkeit als Forschungsgebiet gehoben hat. [...]

Nach den Vorstellungen, die wir hier haben, würde sich der 31. Mai etwa so darstellen, daß im Hause des Bundespräsidenten zwischen 9.30 und 12.30 Uhr die formale Sitzung stattfindet, um 13 Uhr das gemeinsame Mittagessen bei mir, daß um 17 Uhr die Veranstaltung in der Universität angesetzt ist und abends auf Einladung des Bundesministeriums des Innern ein geselliges Beisammensein sich anschließt. [...]

Was die Frage eines »Diploms« anlangt, so bin ich nicht dafür, daß hier etwa eine feierliche Sache auf einem halben Quadratmeter gemacht wird, wie sie sich ein Zahnarzt oder ein Friseur – bitte dies aber nicht weitersagen – in den Warteraum hängt. Aber eine einfache, graphisch geschmackvolle Urkunde ist, glaube ich, doch angebracht und genießt bei den Empfängern, das ist meine Erfahrung, eine größere Wertschätzung als ein beliebiger, wenn auch vielleicht durch die Handschrift autogrammtechnisch interessanter Brief.

So geben die Schreiben von Theodor Heuss zu erkennen, daß nahezu alle jetzt den Orden betreffenden und inzwischen gefestigten Vorkehrungen auf seine eigene Anregung oder Anweisung zurückgehen: Das *Protektorat* des jeweils amtierenden Bundespräsidenten; regelmäßige Zusammenkünfte und die öffentliche *Sitzung* am 31. Mai mit einem *Festvortrag* und *Nachrufen*, selbst das *Essen* beim Bundespräsidenten und sogar die Erstattung der *Reise-Kosten*; weiter dann die uneingeschränkte *Autonomie* des Ordenskapitels bei den in *demokratischer* Weise geregelten Ergänzungswahlen und die strikte *Verschwiegenheit* über deren Erörterung; die Wiedereinbeziehung der *Ausländer*; die nötige Aufmerksamkeit auf jüngere Künstler und Wissenschaftler (*vielleicht sogar auch unter sechzig Jahren!*); diskrete

Voranfragen bei den neu Gewählten und *eine einfache, graphisch geschmackvolle Urkunde* schließlich, ungeeignet für ein Wartezimmer beim Zahnarzt. – Was eigentlich nicht? Unser derzeitiger Kanzler und Herr Ministerialrat Claussen sollten wohl begeistert sein, wenn ihnen soviel abgenommen würde durch das Staatsoberhaupt persönlich und mit dessen Autorität (20 bis 25 Minuten für Sprangers Nachruf auf Meinecke und nichts bitte über dessen *Einzelwerke!*).

Zuletzt noch aus einem Schreiben vom 3. Juni 1954 an Hermann Hesse nach Montagnola in der Schweiz:

Ich habe selber vor Jahren den Vorschlag, Mitglied des Ordens zu werden, abgelehnt, da ich viele Menschen weiß, die in ihrer spezifischen geistigen Leistung mehr bedeutet haben und bedeuten als ich, zum anderen wollte ich den Orden frei halten von der früheren Übung, daß man etwa Metternich und auch Bismarck in diesen Kreis aufgenommen hatte. Es soll nach meiner Meinung der spezifische Politiker außerhalb dieses Kreises bleiben.

Ich habe mich [aber] bereit erklärt, bei Ihnen vorzufragen, ob Sie bereit sind, diesen Orden anzunehmen. Unser großer Landsmann Ludwig Uhland hat das ja seinerzeit abgelehnt, weil er glaubte, a) es sei der persönliche Adel damit verbunden, und b) weil er noch in einer sehr begreiflichen inneren Konfliktsituation gegenüber Friedrich Wilhelm IV. gewesen ist, der ja mit das Werk der Paulskirche verdorben hat.

Ich kann mir an sich vorstellen, daß Ihrer Natur solche offiziellen Ehrungen nicht gerade entsprechen. Aber auf der anderen Seite weiß ich, daß Sie mich persönlich nicht mit irgendeinem Friedrich Wilhelm IV. verwechseln, um in Ludwig Uhlands Nachfolge zu bleiben. Ich würde es schön finden, wenn Sie die Ehrung, die Ihnen zugedacht ist, annehmen und damit gleichzeitig die Verbindung zwischen Ihnen und dem, was man geistiges Deutschland nennen kann, auch einen äußeren und sichtbaren Ausdruck findet.

Hesse antwortete drei Tage später: »Ist es dümmert und eitler, solch eine Ehrung anzunehmen oder sie von der Höhe esoterischer Weis-

heit herab abzulehnen?²« – darüber habe er das chinesische Orakelbuch I Ging befragt. »Das Urteil, das ich im Zeichen TAI bekam, war eindeutig und übrigens für Sie, lieber Herr Dr. Heuss, sehr schmeichelhaft. Es heißt darin unter anderem: ›Himmel und Erde vereinigen sich: So teilt und vollendet der Herrscher den Lauf von Himmel und Erde, verwaltet und ordnet die Gaben von Himmel und Erde und steht so dem Volke bei.« Ich habe das Urteil des I Ging und damit auch Ihre Einladung angenommen.« – Hesse also erhielt den Pour le mérite 1954.

Bei künftigen Zuwahlen jedenfalls von chinesischen Künstlern und Wissenschaftlern sollte der entsprechenden Voranfrage des Kanzlers bei dem oder der Erwählten gewiß nicht Maos Rotes Büchlein, aber vielleicht doch das Orakelbuch I Ging beigelegt werden, um sie mit der himmlisch-irdischen Gabe dieses Ordens recht zu befreunden.

Anmerkungen

- 1 Theodor Heuss. Der Bundespräsident. Briefe 1949-1954. Hg. v. Ernst Wolfgang Becker u. a. Berlin / Boston 2012.
- 2 Dazu im 20. Band (1984) der ›Reden und Gedenkworte‹ des Ordens, S. 95 ff. eine Ansprache von Carl Gussony: ›Theodor Heuss und der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste‹. Außerdem im 31. Band (2001-2002) der Vortrag von Fritz Stern: ›Ein neues Lied, ein besseres Lied!‹ (dort S. 62 ff.).
- 3 Jetzt im 1. Band (1954/1955) der ›Reden und Gedenkworte‹ des Ordens, S. V-XV.

JAMES J. SHEEHAN

KARL MARX: EINE JUGEND IN TRIER¹

Es soll in diesem Vortrag um den jungen Marx gehen, also jenen Karl Marx, der noch kein Marxist war. (Abb. 1) Politik, Revolutionen, Klassenkampf, Kapitalisten oder Arbeiter werden darum kaum eine Rolle spielen. Statt dessen möchte ich über die Freuden und Leiden der Jugend sprechen (ich hatte sogar überlegt, meinen Vortrag »die Leiden des jungen Karls« zu nennen), über Familienleben und Freundschaft, über die Liebe – und ganz zentral – über Literatur. Wir werden sehen, daß Marx Trier schließlich hinter sich ließ. Aber er nahm Ideen und Erfahrungen mit sich, die für seine Persönlichkeit und seine turbulente politische Karriere ein Leben lang relevant blieben. Wie so häufig in Bildungsromanen ist auch in Marx' Lebensgeschichte das erste Kapitel das wichtigste.²

Sommer 1835: Karl Marx ist siebzehn und einer der Jüngsten in seiner Klasse am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Er war ein guter, aber kein herausragender Schüler. In der Klassenrangliste belegte er Platz acht von zweiunddreißig. Seine besten Fächer waren Latein und Griechisch; in Religion war seine Leistung zufriedenstellend und in Französisch und Mathematik schwach. Zu meinem Leidwesen muß ich sagen, daß auch Geschichte nicht zu seinen starken Fächern



Abb. 1: Karl Marx im Jahre 1836 (International Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam, von Heinz Monz, Karl Marx und Trier, Trier: Druckerei und Verlag Neu, 1964)

gehörte. Nach seiner mündlichen Prüfung konnte der Lehrer nur feststellen, daß »Marx sich mit Allgemeinen ziemlich bekannt« zeigt.⁵

In Vorbereitung auf das Abitur mußte Marx drei Essays vorlegen: das erste (in Latein) behandelte Kaiser Augustus, das zweite war eine Analyse von Kapitel 15 des Johannesevangeliums, und das dritte ein Aufsatz zu dem Thema »Betrachtung eines Jünglings bei der Wahl seines Berufes«. ⁴ Dieser Essay ist für uns von größtem Interesse.

Wir werden in diesem Aufsatz das typische Werk eines Heranwachsenden erkennen: An manchen Stellen demonstriert er eine erstaunliche Reife, und an anderen ist er erstaunlich kindisch. Die erste Hälfte durchzieht eine gewisse Unsicherheit. Hier listet Marx die Schwierigkeiten auf, mit denen ein junger Mann bei der Berufswahl

konfrontiert ist. Körperliche Einschränkungen und soziale Umstände könnten die individuelle Auswahl limitieren. Außerdem konstatiert Marx, daß Verstand und Neigung nicht immer verlässliche Orientierung böten. Man solle vielleicht die Eltern um Rat fragen, »die schon die Bahn des Lebens durchwandelt, die schon die Strenge des Schicksals erprobt haben«. (Karls Vater, der immer gerne ungefragt Ratschläge gab, die in der Regel ignoriert wurden, wird diese Zeilen vermutlich skeptisch gelesen haben.) Letzten Endes aber gebe es eine »Hauptlenkerin, die uns bei der Standeswahl leiten muß: das Wohl der Menschheit [und] unsere eigne Vollendung ... Die Geschichte nennt diejenigen als die größten Männer, die, indem sie für das Allgemeine wirkten, sich selbst veredelten ... Wenn wir den Stand gewählt, in dem wir am meisten für die Menschheit wirken können, dann können uns Lasten nicht niederbeugen, weil sie nur Opfer für alle sind; dann genießen wir keine arme, eingeschränkte, egoistische Freude, sondern unser Glück gehört Millionen, unsere Thaten leben still aber ewig-wirkend fort und unsere Asche wird benezt von der glühenden Thräne edler Menschen.«

Das Wohl der Menschheit, Vollendung, Opfer und schließlich die Feuerbestattung eines Helden im Kreise dankbarer Trauernder – die leicht überhitzte Prosa des jungen Abiturienten vermittelt uns einen flüchtigen Eindruck davon, welch gewaltige Ambitionen Marx zu einem der einflußreichsten Denker des neunzehnten Jahrhunderts werden ließen.

Ich möchte mich nun dem Milieu zuwenden, das den jungen Marx formte und in vielerlei Hinsicht für ein halbes Jahrhundert lang prägend blieb.

Erster Teil: Die Stadt Trier und die Familie Marx

1835 hatte Trier um die 15.000 Einwohner (in etwa genauso viele wie im zweiten Jahrhundert nach Christus).⁵ Die Stadt an der Mosel mit ihrem historischen Kern erstreckte sich über circa einen Kilometer von der Porta Nigra zum Neutor und lag noch immer inner-

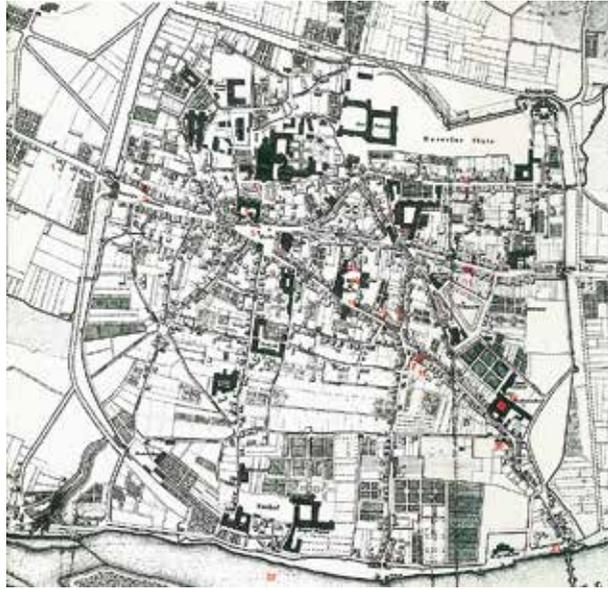


Abb. 2: Plan der Stadt Trier um 1840
(Stadtbibliothek Trier, von Heinz Monz, Karl Marx und Trier,
Trier: Druckerei und Verlag Neu, 1964)

halb ihrer mittelalterlichen Mauern. (Abb. 2) Marx kam in der Brückenstraße zur Welt, wo sein Vater in diesem Haus einige Zimmer für seine Anwaltskanzlei sowie für seine Familie mietete. (Abb. 3) Heute beherbergt dieses Haus das Karl-Marx-Museum, doch Karl lebte dort nur achtzehn Monate lang. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in einer etwas bescheideneren Wohnung, die sein Vater in der Simeonstraße gekauft hatte. Sie lag in unmittelbarer Nähe der Porta Nigra. (Abb. 4)

Trier war in den achtzehnhundertdreißiger Jahren keine wohlhabende Stadt. Es gab in erster Linie Kleinunternehmertum und wenig Produktion über den Bedarf des täglichen Lebens hinaus. Die lokale Ökonomie basierte auf dem Weinanbau und litt darum unter dem dramatischen Verfall des Weinpreises in den dreißiger Jahren. Trier war eine fast rein katholische Stadt (93 % im Jahr 1835) und



Abb. 3: Geburtshaus von Karl Marx
(en.wikipedia.org)

stand in dem Ruf, mehr Kirchen als jede andere deutsche Stadt vergleichbarer Größe zu haben.

Unter dem alten Regime war die Stadt ein eher vernachlässigter Teil des verstreuten Herrschaftsgebiets des Trierer Kurfürsten. 1794 wurde sie von französischen Revolutionstruppen erobert und zum Verwaltungszentrum des Saardepartements erhoben. Wie alle frisch annektierten Provinzen bekam auch Trier jene Mischung aus Reform und Ausbeutung zu spüren, die charakteristisch für die französische Herrschaft war. 1815, als das Rheinland ein Teil von Preußen wurde, lag Trier am westlichsten Rand des preußischen Territoriums, das sich in einem Bogen über Deutschland erstreckte.

Die politischen Umbrüche, die Krieg und Revolution nach sich zogen, wirkten sich auf das Leben aller Bewohner des Rheinlandes aus. Von besonderer Bedeutung waren sie jedoch für die kleine jüdische



Abb. 4: Die Simeonstraße in Trier um 1835
(Verkehrsamt der Stadt Trier, von Heinz Monz, Karl Marx und Trier,
Trier: Druckerei und Verlag Neu, 1964)

Minderheit von Trier. Durch die französische Annexion des Rheinlandes profitierten die Trierer Juden zunächst von den revolutionären Emanzipationsgesetzen. Schon 1808 wurde ihre Gleichstellung allerdings durch Napoleons Décret infame wieder eingeschränkt. Dieses Dekret (wie viele andere französische Gesetze) blieb auch in Kraft, nachdem das Rheinland preußisch geworden war. 1818 wurde es durch eine weitere Bestimmung ergänzt: Juden wurde es verboten, ein Regierungsamt zu bekleiden.

Diese neue Restriktion bedrohte unmittelbar die berufliche Existenz eines jüdischen Anwalts namens Heinrich Marx, der sich unter großen persönlichen Mühen als Advokat (und damit als Staatsbeamter) in Trier etabliert hatte.⁶ Im Januar 1817, als das neue Gesetz diskutiert wurde, schrieb Heinrich an die Justizkommission für die Rhein-

provinz und wandte sich gegen die Verbannung der Juden aus dem Staatsdienst. Für den Fall, daß die Kommission seine Stellungnahme veröffentlichen würde, bat er allerdings um die Streichung seines Namens. Es lohnt sich, den letzten Absatz seines Schreibens zu zitieren, denn hier offenbart sich sowohl die permanent bedrohliche Lage der Juden im Rheinland als auch Heinrichs Charakter:

»Aber leider sind meine Verhältnisse von der Art, daß ich als Familien Vater etwas behutsam seyn muß. Die Sekte, an welcher die Natur mich gekettet, ist, wie bekannt, in keinem besonderen Ansehen und die hiesige Provinz gerade nicht die Toleranteste. Und wenn ich viel und manches Bittere erdulden, und mein kleines Vermögen beynahe gänzlich zusetzen mußte, bis man sich nur entschließen konnte zu glauben, eine Jude könne auch etwas Talent haben und rechtlich seyn; so kann es mir wohl nicht verübelt werden, wenn ich einigermassen scheu geworden bin.«⁷

Letzten Endes wurde das Gesetz erlassen und Heinrich Marx mit dem abrupten Ende seiner Karriere konfrontiert. Er konvertierte darum zum Christentum, und zwar bezeichnenderweise zum Protestantismus. Heinrich stammte aus einer Familie bedeutender Rabbiner, doch er hatte sich schon lange vor 1818 von der »Sekte (entfernt), an welcher die Natur mich kettet«. Es scheint für ihn nicht sehr schwer gewesen zu sein, ein »aufgeklärter Protestant« à la Lessing zu werden. Seine Kinder wurden 1824 getauft; seine Frau, offenbar mit Rücksicht auf ihre Eltern, erst im darauffolgenden Jahr. Es gibt kaum Hinweise darauf, daß die Familie Marx sich in der kleinen protestantischen Gemeinde von Trier engagierte, aber wir wissen, daß Karl 1834 konfirmiert wurde.

Über Karl Marx und die Juden ist viel geschrieben worden. Einige Kommentatoren betonen die jüdischen Wurzeln seines Denkens. Sie führen seine prophetischen Visionen und das Versprechen eines gelobten Landes auf die rabbinische Tradition seiner Familie zurück. Andere haben ihn als selbsthassenden Juden oder sogar als Antisemiten bezeichnet, der seine Verachtung für die Juden im allgemeinen und für Zeitgenossen wie Ferdinand Lassalle im besonderen äußerte. In dem umfangreichen Korpus von Marx' privaten und öffentlichen

Schriften lassen sich leicht Belege für beide Lesarten finden. Doch ich denke, daß es ein Fehler wäre, den Einfluß, den Marx' persönliche Beziehung zum Judentum auf sein Leben und Denken hatte, zu überschätzen.

Marx wuchs in einer weitgehend säkularen, relativ gut situierten Familie auf, der der soziale Aufstieg gelang. Sein Vater war erfolgreich genug, um das Haus in der Simeonstrabe sowie einen nahe gelegenen Weinberg zu kaufen. Außerdem konnte er für Karls Ausgaben in Bonn und Berlin aufkommen und seine Schulden begleichen – wenn auch nur unter Protest und vielleicht mit einigen Schwierigkeiten. In seinen letzten Briefen finden sich Hinweise darauf, daß das Familieneinkommen aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit sank. Dessenungeachtet konnte seine Witwe auch nach seinem Tod 1838 relativ komfortabel leben und 25 Jahre später eine bescheidene Erbschaft hinterlassen.

Es ist unstrittig, daß Heinrich progressive politische Ansichten hegte, geprägt durch den Einfluß der französischen Aufklärung. Er war Mitglied des Trierer Casinos, einer jener Vereinigungen, wo gleichgesinnte Männer sich treffen und das politische Geschehen diskutieren konnten. Er war aber kein Revolutionär. Als 1830 die französische Revolution drohte ins Rheinland überzugreifen, scheint Heinrich sich freiwillig zur Bürgerwehr gemeldet zu haben, um Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Vier Jahre später gehörte er zu den Organisatoren eines Banketts, das die Trierer liberalen Abgeordneten für den (provinziellen) Landtag unterstützen sollte. Seine eigene Rede, die er dort hielt, war ein Lobgesang auf den preußischen König. Es gibt in der Forschung Ansätze, die in dieser Rede eine versteckte politische Kritik ausmachen, aber falls dem so ist, wurde diese Kritik sehr gut versteckt und sehr diskret geäußert. Seinem Sohn Karl schlug er als Sujet für dessen literarische Ambitionen Ereignisse aus der jüngsten preußischen Geschichte vor, insbesondere die Regentschaft von Königin Luise oder den siegreichen Krieg gegen Napoleon.

Was auch immer Heinrichs politische Ansichten gewesen sein mögen, wir dürfen nicht vergessen, daß seine Möglichkeiten, sich poli-

tisch zu engagieren, begrenzt waren und der alltägliche Druck zu Konformität groß war. Jedes Anzeichen von politischer Opposition konnte harsche Reaktionen der Obrigkeit nach sich ziehen. Schikanierungen, Verhaftungen und sogar Gefängnisstrafen waren keine Seltenheit. Heinrich war ein vorsichtiger Mensch, egal welche Überzeugungen er persönlich hegte. Immerhin hatte er eine große Familie zu versorgen, einen mühsam erworbenen sozialen Status zu verteidigen und einen Sohn, in dessen Zukunft er all seine Hoffnungen legte.

Aus seinen Briefen an den jungen Karl kennen wir Heinrich am besten als Vater. Es sind bewegende und zutiefst menschliche Dokumente, voller Zuneigung, Sorge – und natürlich väterlicher Ratschläge. Zweifellos kam es aus tiefstem Herzen, als er Karl 1835 schrieb: »meine schönsten Hoffnungen kannst Du erfüllen und zerstören.«⁸ Gelegentlich wurde Heinrich auch ungeduldig, was man durchaus verstehen kann. Karls Briefe sind nicht überliefert. Doch soweit man es aus Heinrichs Antworten herauslesen kann, kamen sie wohl nur unregelmäßig und kreisten egozentrisch um Karls wechselnde Zukunftspläne. Mehr als einmal sieht sich Heinrich genötigt, den jungen Studenten daran zu erinnern, daß die finanziellen Mittel der Familie nicht unbegrenzt sind und daß er für ein lohnenswertes Leben seßhaft werden und hart arbeiten muß. Die Vater-Sohn-Beziehung in der Familie Marx war beileibe keine Ausnahme von der Regel!

Auf jedes Zeichen von kindlicher Zuneigung geht Heinrich rührend ein. Als Karl einmal seiner Liebe und Bewunderung für den Vater Ausdruck verleiht, antwortet Heinrich sofort:

»Lebewohl mein guter Karl und behalte mich immer so lieb wie Du es sagst, doch mache mich mit Deinen Schmeicheleyen nicht roth. Es schadet nichts daß Du eine große Meinung von Deinem Vater hast. In meiner Lage habe ich auch etwas geleistet, genug um Dich zu haben, lange nicht genug um mich zu befriedigen.«⁹

Über Marx' Mutter Henriette ist wenig bekannt. Sie stammte aus einer bedeutenden und wohlhabenden Familie holländischer Juden, was sie zu einer ausgesprochen guten Partie für den jungen Advoka-

ten machte. Ihre ganze Liebe und Aufmerksamkeit galt ihren neun Kindern, von denen nur vier (Karl und drei Schwestern) sie überlebten. Wir kennen Henriette vor allem durch ihre herzlichen, wenn auch sprachlich ungelungenen Ergänzungen zu Heinrichs Briefen an Karl, die erst nach Bonn und später nach Berlin gingen. Nach dem Tod ihres Mannes entfremdete sie sich von ihrem einzigen Sohn. Dies lag zum Teil daran, daß sie seine (vorsichtig ausgedrückt) unkonventionelle Laufbahn nur ungern finanziell unterstützen wollte. Außerdem mißbilligte sie vermutlich seine enge Beziehung zur Familie Westphalen, der er zunehmend Zeit und Zuneigung widmete.

Zweiter Teil: Die Familie Westphalen oder Freundschaft und Liebe

Heinrich Marx und Ludwig von Westphalen (Abb. 5) hatten mehrere Dinge gemein: Beide waren Beamte und verwoben mit der typisch preußischen Melange aus Verwaltung und Recht. Beide waren Protestanten in einer überwiegend katholischen Welt. Beide waren, was wir diskret progressiv nennen könnten, das heißt, sie waren intellektuell abenteuerlustig und im praktischen Leben vorsichtig. Und beide waren sehr um ihre Familien besorgt: Ludwig hatte vier Kinder aus erster Ehe (unter anderem Ferdinand, der später in den reaktionären fünfziger Jahren preußischer Innenminister war) und zwei aus seiner zweiten: Jenny (geboren 1814) (Abb. 6) und Edgar (geboren 1819). Auf Jennys Freundschaft mit Sophie Marx und Edgars Freundschaft mit Karl basierte die Verbindung der beiden Familien.

Man sollte das soziale Gefälle zwischen den Familien Marx und Westphalen nicht überbewerten. Die Westphalens gehörten nicht zum alten Adel; der Titel kam von Ludwigs Vater, einem militärischen Berater des Herzogs von Braunschweig. Er war 1764 von Kaiser Franz I. in den Adelsstand erhoben worden, und der Titel wurde von Preußen im Adelsverzeichnis von 1834 anerkannt. Die einzige Beziehung zum europäischen Großadel bestand über Ludwigs Mutter, die mit dem schottischen Hochadel verwandt war. (Nach dieser



Abb. 5: Ludwig von Westphalen
(Civilwarref.com)

Großmutter wurde Jenny benannt. Von ihr stammte auch das Silberbesteck, das Marx mehr als einmal verpfänden sollte, als seine Familie verarmt in London lebte). Caroline von Westphalen, Ludwigs zweite Frau und Mutter von Jenny und Edgar, stammte aus einer relativ bescheidenen thüringischen Beamten- und Offiziersfamilie. Sie war eine Kusine des berühmten Buchhändlers und Verlegers Friedrich Perthes.

Die Westphalens waren nicht reich. Das Geld, das Ludwig von der Familie seiner Mutter geerbt hatte, wurde mit seinem älteren Bruder (dem einzig überlebenden) geteilt, einem Junggesellen, der fast neunzig Jahre alt wurde. Es war dessen Tod im Jahr 1855, über den Karl Marx in einem Brief an Engels schrieb: »A very happy event, der Tod des neunzigjährigen Onkels meiner Frau wurde uns gestern mitgeteilt.« Eine Zeitlang hofften Ludwig und Caroline, daß sie einen sagenhaft reichen »Onkel«, der ein Vermögen in der Neuen



Abb. 6: Jenny Marx
(Marx and Engels Internet Archive)

Welt gemacht hatte, beerben würden. Doch anders als die Helden so vieler Romane des neunzehnten Jahrhunderts wurden sie enttäuscht. Augenscheinlich lebte die Familie von Ludwigs Gehalt und nach seiner Pensionierung 1834 von seiner Pension. In einer Provinzstadt wie Trier war das genug für einen komfortablen, nicht aber für einen extravaganten Lebensstil.

Ludwig wurde 1770 geboren, und so fielen die Lebensjahre, in denen sich seine Persönlichkeit ausbildete, in die Zeit der Revolution. Genau wie bei Hegel und vielen anderen seines Jahrgangs hatte die Revolution prägenden Einfluß. Seine Verwaltungslaufbahn begann er als Beamter in Braunschweig, bevor er Unterpräfekt im französischen Satelliten-Königreich von Westfalen wurde und schließlich 1813 in die preußische Verwaltung wechselte. Nachdem er für kurze Zeit als Landrat in Salzwedel gearbeitet hatte, zog Ludwig 1816 nach Trier, was beruflich eine Degradierung zu bedeuten schien.

Ludwigs Karriere als preußischer Beamter war nur begrenzt erfolgreich: Er bekleidete den Rang eines Ersten Rats, verantwortlich für die Gendarmerie, die Gefängnisse und weitere Dienststellen im fünfzehnköpfigen Trierer Regierungskollegium. Ludwig wird zwar oft als Regierungsrath bezeichnet, doch diesen Titel hat er nie getragen. Bei seiner Pensionierung 1834 wurde er aus Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste lediglich zum Geheimen Regierungsrath ernannt.¹⁰

Möglicherweise kam Ludwig beruflich nicht voran, weil er als politisch unzuverlässig galt. Am besten sind seine politischen Ansichten in einem langen Brief dokumentiert, den er am 7. April 1831 an Friedrich Perthes schrieb. Zu diesem Zeitpunkt war Ludwig noch zutiefst aufgewühlt von der Julirevolution in Frankreich und den möglichen Auswirkungen dieser Ereignisse auf das Rheinland: »Wahrlich, wir leben in einer verhängnisvollen Zeit, unaufhörlich zwischen Fürchten und Hoffen hin und her geworfen.« Sein Mitgefühl gehört den einfachen Menschen, die in diesen schweren Zeiten leiden, aber er hat kein Verständnis für »die Träumereien republikanischer Weltverbesserer«. Sein Ziel ist noch das gleiche wie in seiner Jugend: »Wahre Freiheit im unzertrennlichen Bunde mit der Ordnung und Vernunft.«¹¹ Dem hätte Heinrich Marx sicher zugestimmt. Der junge Karl Marx kam nicht über die Politik, sondern über die Literatur zu den Westphalens. Die Familie lebte zunächst in der Neugasse und später in der Römerstraße außerhalb der Stadtmauer. Ludwig stand damals mit Anfang sechzig kurz vor der Pensionierung, und er teilte daheim und auf langen Spaziergängen durch die Weinberge und Wälder rund um Trier seine Liebe zur Literatur mit dem Jugendlichen. Karl stellte sich als eifriger und empfänglicher Schüler heraus. Seine frühe Begeisterung für die Poesie der Romantik (deren Einfluß wir in seinem Abitur-Aufsatz von 1835 sehen) wurde von Westphalen angeregt, genauso wie die lebenslange Beschäftigung mit Homer, Aeschylus und Shakespeare. Ich werde darauf später noch einmal zurückkommen.

Ludwigs Tochter Jenny nahm begeistert an diesen literarischen Gesprächen teil, während deren sie den vier Jahre jüngeren Karl

kennen- und lieben lernte. Kurz bevor Karl 1836 zum Studium nach Berlin ging, verlobten die beiden sich – er war achtzehn und sie zweiundzwanzig. Man kann sich vorstellen, daß beide Familien aus unterschiedlichen Gründen nicht begeistert von dieser Entwicklung waren. Tatsächlich verschwieg das junge Paar die Verlobung Jennys Eltern ein ganzes Jahr lang. Während dieses Jahres diente Heinrich Marx, der eine sehr herzliche Beziehung zu Jenny hatte, als heimlicher Bote zwischen den Liebenden. Dies war eine ungewöhnliche Rolle für den eher unromantischen Advokaten, die er aber mit der für ihn typischen Gewissenhaftigkeit ausfüllte. Oft führte er Jennys zukünftiges Glück ins Feld, um seinen Sohn dazu zu motivieren, seßhaft zu werden. Letzten Endes akzeptierten dann aber beide Familien, daß die jungen Liebenden unzertrennlich waren – mit Ausnahme von Karls Mutter und Jennys reaktionärem Stiefbruder Ferdinand. Daß die oft stürmische Verlobungszeit des Paares sieben Jahre dauerte, war den Umständen und nicht dem Widerstand der Familien geschuldet.

Dritter Teil: Abschied von Trier

Karl Marx verließ Trier mehrfach, das erste Mal in den frühen Morgenstunden des 15. Oktober 1835. Auf einem Dampfschiff trat er die sechzehnstündige Fahrt nach Koblenz an und reiste von dort weiter nach Bonn, wo er sein Jurastudium beginnen sollte. Seine Eltern und Schwestern standen am Pier und verabschiedeten ihn. Man kann sich leicht die Mischung aus Hoffnung und Sorge vorstellen, mit der die Familie ihren talentierten, aber rastlosen Sohn und Bruder ein neues Kapitel seines Lebens aufschlagen sah.

Drei Wochen später schrieb Heinrich, daß er noch nicht »eine Spur von Dir« erhalten habe. Seine von Natur aus ängstliche Mutter war sehr besorgt. Karls Antwort kennen wir nicht, aber er scheint Heinrich beruhigt zu haben, auch wenn jener das Schreiben nur »mit Noth lesbar« fand – eine Reaktion auf Marx' Handschrift, die Generationen von Biographen wiederholen sollten! Das Gedicht, das

dem Brief offensichtlich beilag, fand nicht Heinrichs Beifall: » Dein Gedicht habe ich buchstabierend gelesen. Ich gestehe Dir ganz unumwunden, lieber Karl, ich verstehe es nicht, weder dessen wahren Sinn, noch dessen Tendenz.« Heinrich fürchtete stets, daß Karl seine Begabung an die Produktion von belangloser Lyrik verschwenden würde – eine nicht unbegründete Sorge, wenn man die Menge und Qualität der Poesie bedenkt, die der junge Student zwischen 1835 und 1838 verfaßte. Im ersten Band der Marx-Engels-Gesamtausgabe wurden die überlieferten Gedichte pflichtschuldig auf mehr als dreihundert Seiten abgedruckt.

Doch wenige Monate nach Karls Ankunft in Bonn trieben seinen Vater dann dringendere und unmittelbarere Sorgen um. Nachrichten von seinem Sohn kamen nur unregelmäßig und waren für gewöhnlich alarmierend: Schulden, unerfüllte literarische Hoffnungen, ein kurzer Konflikt mit der Universitätsleitung, ein Duell, ein körperlicher Zusammenbruch. Alles in allem viele Kosten und wenig Vollbrachtes. Im Frühjahr 1836 reichte es selbst einem geduldigen Mann wie Heinrich: Er beschloß Karls Umzug von Bonn nach Berlin, wo ein hoffentlich strengeres und anspruchsvolleres Klima herrschte.

Zunächst schien Karl in Berlin die Fehler, die er in Bonn gemacht hatte, zu wiederholen: zu viele unterschiedliche Interessen, zu viel Poesie, überhöhte Ambitionen, unzureichende Disziplin. Wieder litt seine Gesundheit, und so fuhr er auf Anraten seines Arztes zur Erholung nach Stralow, damals ein Dorf an der Spree unmittelbar östlich von Berlin. Dort erlebte er, was er als einen jener »Lebensmomente« beschrieb, »die wie Grenzmarken vor eine abgelaufene Zeit sich stellen, aber zugleich auf eine neue Richtung mit Bestimmtheit hinweisen«. In einer schlaflosen Nacht vom zehnten auf den elften November 1837 schrieb er einen langen Brief an seinen Vater.¹² In ihm spricht er von seinen Hoffnungen und Träumen, irrigen Anfängen und von vorsichtiger Begeisterung. Zwei wichtige Ereignisse ragen heraus: Das eine war seine Wiederentdeckung der Philosophie Hegels, der zu jener Zeit das intellektuelle Klima von Berlin dominierte (auch wenn der Philosoph natürlich bereits seit sieben Jahren tot war). Marx hatte schon früher einige von Hegels

Schriften gelesen, »deren groteske Felsenmelodie mir nicht behagte«. Doch nun las er sein Werk »von Anfang bis Ende«. Das zweite war die intensive Debatte über Philosophie und Politik in einem »Doctorklubb«, der aus jungen Berliner Akademikern bestand. Im Rückblick läßt sich feststellen, daß dies einen Wendepunkt in Marx' persönlicher Entwicklung und darum auch in der Entwicklung der europäischen Ideengeschichte bedeutete: Karl hatte nicht nur einen neuen Weg entdeckt, die Welt zu begreifen, sondern auch Gleichgesinnte gefunden, mit denen er sich austauschen und seine Ideen prüfen konnte.

Ende 1837 bekam Marx' Leben eine neue Klarheit und Sinnhaftigkeit. Der rastlose Heranwachsende mit seinen ziellosen Hoffnungen und poetischen Träumen verschwand Schritt für Schritt. Seine lyrische Produktion nahm ab und versiegte schließlich ganz – ein Ereignis, von dem sich die deutsche Literatur ehrlich gesagt schnell erholte.

Heinrich Marx erlebte die Verwandlung seines Sohnes nicht mehr. In seinen Briefen an Karl können wir seinen gesundheitlichen Verfall nachvollziehen: Hier spricht er von hartnäckigem Husten, einem erfolglosen Aufenthalt in Bad Ems und von wachsender Schwäche. Anfang 1838 konnte er sein Zimmer nicht mehr verlassen und wurde schließlich bettlägerig. Am Ende war er nur noch in der Lage, einen kurzen Gruß unter die Briefe seiner Frau zu kritzeln. Er starb im Mai 1838. Karl war zu Ostern daheim gewesen und kehrte für die Beerdigung nicht zurück. Doch Heinrich blieb zweifellos eine mächtige Präsenz in seinem Leben. Bis zu seinem eigenen Tod trug Karl ein Bild seines Vaters bei sich, das zusammen mit einem Bild von Jenny mit ihm beerdigt wurde.

Heinrichs Tod und Karls zunehmende Auseinandersetzung mit den Berliner Hegelianern führte dazu, daß sich seine Bindung an Trier löste. Er kehrte zwar noch mehrfach dorthin zurück: 1842 für mehrere Wochen, um bei der Pflege von Ludwig von Westphalen vor dessen Tod zu helfen; 1863 um das Erbe seiner Mutter zu regeln und vielleicht noch einmal 1877 während eines Familienurlaubs im Rheinland. Doch 1838 betrat er eine neue, weitere Welt voller Ideen

und Aktivitäten, mit neuen Freunden und Feinden sowie neuen Hoffnungen und Enttäuschungen.

Was blieb von seiner Jugend in Trier?

Zunächst einmal Jenny von Westphalen, die er im Juni 1843 schließlich heiratete. Sie muß eine außergewöhnliche Frau gewesen sein: wunderschön, leidenschaftlich, klug, voller Leben und Energie, eine liebende Tochter, Schwester und Mutter.¹⁵ Es ist immer schwer, eine Ehe aus der Distanz zu beurteilen, aber wir haben allen Anlaß zu der Annahme, daß sie und Karl nicht aufhörten, sich zu lieben. Mit Bestimmtheit wissen wir, daß sie ihn unterstützte, seine Launen und seine Gedankenabwesenheit hinnahm, ihm seine Untreue verzieh, seine politischen Bestrebungen teilte, seine Freunde bewirtete und seine Feinde verurteilte.

Bruno Bauer lag ungewöhnlich richtig, als er Karl 1841 schrieb: »deine Braut ist fähig alles mit Dir zu ertragen. Und wer weiß, was noch kommen wird.« Was kam, waren Exil, Armut, Demütigung und – für kurze Zeit – tiefstes Elend. Auch Krankheit und Tod waren wie in vielen Familien im neunzehnten Jahrhundert stets präsent: Karl und Jenny mußten vier ihrer Kinder beerdigen, drei davon kurz hintereinander. Sie verloren vier Enkelkinder, alle bereits im Kleinkindalter. Außerdem war Jenny selbst oft krank. Doch trotz all dieser Launen des Schicksals blieb sie stark und belastbar. Im September 1881, einige Wochen vor ihrem Tod, schrieb sie an einen befreundeten Arzt: »Ich möchte noch so gern ein bißchen länger leben, lieber, guter Doktor. Sonderbar ist's: je mehr die Geschichte zur Neige geht, je mehr hängt man an dem ›irdischen Jammertal.«¹⁴ Marx überlebte Jenny um zwei Jahre, aber er erholte sich nicht mehr von dem Verlust jener Frau, die vor langer Zeit unter großen Entbehrungen beschlossen hatte, das Leben mit ihm zu teilen.

Jenny war nicht das einzige, was Karl Marx von seiner Jugend in Trier blieb. Das andere war die Literatur.¹⁵

Sein Vater, seine Gymnasiallehrer und besonders Ludwig von Westphalen weckten in Karl Marx seine lebenslange Leidenschaft für die Literatur. Wie wir gesehen haben, schrieb er in seinen ersten Studienjahren eine Vielzahl von Gedichten (sowie Teile eines

Theaterstücks und eines Romans). Und auch nachdem er sich von der Literatur zur Philosophie gewendet hatte, blieb er einer der großen Leser des Jahrhunderts. Er las die Klassiker, die er durch Westphalen kennengelernt hatte, wieder und wieder, genauso wie eine große Bandbreite zeitgenössischer Literatur. Im Hause Marx gab es jede Menge Bücher, literarische Spiele und literarische Debatten. Marx liebte es vorzulesen, Geschichten zu erzählen und die Vorzüge verschiedener Schriftsteller mit seiner Frau und seinen Kindern zu diskutieren. Sein weitgefaßtes Interesse übertrug sich auf seine Familie.

Doch das Lesen war mehr als Ablenkung oder Zeitvertreib nach getaner Arbeit. Marx' ganzes Denken war von Literatur durchwoben. Dabei war sein Verhältnis zur Literatur von kreativer Inkonsistenz. Einerseits ging er davon aus, daß literarische Werke, wie alle kulturellen Schöpfungen, die soziale Ordnung widerspiegeln, in der sie entstanden. Andererseits war er sich bewußt, daß große Literatur die Zeiten überbrückte und Menschen in ganz unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen ansprach.

Die Literatur formte Marx' rhetorischen Stil. Seine Publikationen und Briefe sind voller literarischer Anspielungen. Seine Darstellung der zeitgenössischen politischen Verhältnisse illustrierte er, teils symbolisch aufgeladen, mit Charakteren von Shakespeare, Cervantes und Balzac. Ein Beispiel dafür liefert Marx' erste umfangreiche Behandlung einer aktuellen sozialen Frage, sein Aufsatz über das Holzdiebstahls-Gesetz von 1842. Hier verdeutlicht er sein Argument mit Zitaten von Goethe, Shakespeare und mehreren anderen Literaten. In *Die Deutsche Ideologie*, Marx' kritischer Auseinandersetzung mit den jungen Hegelianern, wird Cervantes' *Don Quixote* zur Quelle von Metaphern und Anspielungen. S. S. Prawer zufolge wird dadurch die philosophische Abhandlung zu einem »Mock Epic«. Auch Marx' einflußreichster Text, das *Kommunistische Manifest*, ist ein Gewebe aus literarischen Bezügen, Parodien und Zitaten.

Die Literatur beeinflusste nicht nur Marx' Art zu schreiben, sondern auch seine Art zu denken. Politische Akteure betrachtete er häufig als Figuren in einem großen Drama (ein Bild, dem sein klassischer



Abb. 7: Marx als Prometheus
(en.wikipedia.org)

Ausdruck natürlich bei Shakespeare verliehen wurde), die ihre Rollen spielten, die die Geschichte ihnen zuwies. Oft wird die literarische Interpretation zur Metapher für die philosophische Analyse. So bezeichnet Marx seine Kritik an Hegels Rechtsphilosophie aus dem Jahr 1843 als eine Übersetzung von Hegel in Prosa, also eine Übersetzung von Hegels idealistischen Kategorien in eine Sprache, die die soziale Realität erfassen konnte.

Und schließlich wurde auch Marx' Verständnis von sich und seinem Platz in der Geschichte durch die Literatur geprägt, von Shakespeare, den griechischen Dramatikern und auch von Schiller und den deutschen Klassikern. (Seine Familie prägte für ihn den Spitznamen »Mohr«, der sich nicht nur auf seinen dunklen Teint bezog, sondern auch auf den rebellischen Helden Karl Moor in *Die Räuber*.) Von all diesen literarischen Helden war Prometheus, der so viel erlitt, um die Grundlage der menschlichen Gesellschaft zu legen, der wichtig-

ste für Marx. Im Vorwort seiner Dissertation schrieb er, Prometheus sei »der vornehmste Heilige und Märtyrer im philosophischen Kalender«. ¹⁶ Das erste Mal las Marx Aeschylus' Tragödie als Student, und es wird gesagt, daß er sie im Laufe seines Lebens immer wieder zur Hand nahm. Diese politische Karikatur von 1843 zeigt Marx als Prometheus: Er ist an eine Druckerpresse gekettet und wird von der preußischen Zensur attackiert, die gerade die »Rheinische Zeitung« verboten hatte. (Abb. 7)

Mit diesem Bild von Prometheus sind wir wieder dort angekommen, wo wir (und Marx) begonnen haben: in Trier im August 1835, als der Abiturient Karl Marx seine Absicht kundtat, einen Beruf zu ergreifen, der »das Wohl der Menschheit« voranbringt.

Anmerkungen

- 1 Für die deutsche Fassung bin ich Eva Junghänel dankbar.
- 2 Die neueste und beste Biographie ist Jonathan Sperber, Karl Marx. Sein Leben und sein Jahrhundert, München 2013.
- 3 Heinz Monz, Karl Marx und Trier: Verhältnisse – Beziehungen – Einflüsse, Trier 1964, S. 152.
- 4 Karl Marx Friedrich Engels Gesamtausgabe, Moskau und Berlin 1975 ff. Band I/1, 457. Zit. als MEGA.
- 5 Siehe Gabriele und Lukas Clements, Geschichte der Stadt Trier, München 2007.
- 6 Über die Familie s. Manfred Schönke, Karl und Heinrich Marx und ihre Geschwister: Lebenszeugnisse – Briefe – Dokumente, Bonn 1993.
- 7 Juden in Trier. Katalog einer Ausstellung von Stadtarchiv und Stadtbibliothek Trier, Trier 1988, S. 67.
- 8 MEGA, III/1, 290.
- 9 MEGA, III/1, 313.
- 10 Norbert Schindlmayr, Zur preußischen Personalpolitik in der Rheinprovinz (Köln, 1969).
- 11 Heinz Monz et al., Zur Persönlichkeit von Marx' Schwiegervater Johann Ludwig von Westphalen, Trier 1973, S. 13-15.
- 12 MEGA, III/1/1, 9-18.
- 13 Siehe Jenny Marx: Ein bewegtes Leben, Berlin 1989 und Ulrich Teusch, Jenny Marx: Die rote Baroness, Leck 2011.

14 Ein bewegtes Leben, S. 301.

15 Über Marx und die Literatur siehe das glänzende Buch von S.S. Prawer, Karl Marx and World Literature, Oxford 1978; eine deutsche Übersetzung liegt im C.H. Beck Verlag vor.

16 MEGA, I/1. 14-15.

DECIMUS MAGNUS AUSONIUS

»MOSELLA«

Übertragen von
Durs Grünbein

Nebelverhüllt lag beim Überqueren die flinke Nahe
Bei Bingen, an dem ich die neuen Stadtmauern bestaunte –
Wo Gallien, wie einst Rom, sein blaues Wunder erlebte,
Unverscharrt,

unbeweint

auf den Feldern die Toten faulen.

Da ging ich den einsamen Weg durch waldreiche Wildnis,
Sah nirgendwo Menschenwerk, von Landbau nicht eine Spur.
Passierte, an dürstenden Feldern vorüber, *Dumnissums*
Verödete Böden, *Tabernae*, dem reichlich Wasser zufließt.

Kam dann zu den Siedlungsgebieten halbfreier Sarmaten:
Da tat sich vor mir, an der Grenze der Belgier,
Neumagen auf, das Castrum des göttlichen Constantinus.
Reiner weht da die Luft, und Apollos Strahlen
Schimmernden Lichts verbinden mit höheren Sphären –
Daß dort keiner, überm alles verdunkelnden Grün
Dichter Baumkronen, den Himmelsstreif suchen muß.
Denn ungetrübt läßt nun den Augen die freie Luft

Das wie Flüssigkeit glänzende Licht, die Aura des Tages.
Das alles rief mir die kultivierte Flur meiner Heimat,
Bordeaux, das prächtige, in Erinnerung, seinen Liebreiz:
Die Villen mit hohen Giebeln, an Uferhängen verteilt,
Die Hügel, von Reben grün, die lieblichen Fluten
Jener, die unten leise murmelnd dahinströmt: *Mosella*.

Sei begrüßt, Fluß! Dich rühmen

die Äcker, die Bauern,

Dir verdanken die Belgier einen Ort imperialer Würde,
Fluß, der, von Weinbergen gesäumt, im Rebenduft liegt,
Grüner, bis ins Ufergras von Reben flankierter Strom!
Wie das Meer trägst du Schiffe, rauschst wellenschnell
Talwärts als Fluß, spielst mit glasklarer Tiefe den See,
Nimmst es auf an Geschwindigkeit mit dem Bergbach,
Übertriffst an Reinheit der Tropfen fast noch die Quelle.
Von allem etwas, Quelle du, Fluß, See und auch Meer,
Das im Gezeitenwechsel die Hafentmole umschäumt.
Friedlich gleitest du, weißt nichts vom Aufruhr der Winde,
Liegst nicht, schäumend, mit versteckten Felsen im Streit.
Keine Untiefen zwingen dich, in reißenden Wirbeln
Aufzubrausen. Kein Festland inmitten der Wasser
Unterbricht deinen Lauf, entehrt deinen Namen »Fluß« –
Indem eine Insel dich ausschließt, hemmt und halbiert.
Zwei Strömungen hast du zu bieten: Geht es flußab,
Beschleunigt der Wellengang den Rhythmus der Ruder.
Straffen die Treidler am Ufer aber die Seile am Mast
Mit den Schultern und legen sich mächtig ins Zeug,
Dann staunst du selbst über die Gegenströmung in dir,
Hältst für naturgegeben fast den gebremsten Verlauf.
Du läßt an dein Ufer kein schlammensprossenes Schilf,
Weichst mit morastigem Schlick nicht auf deine Ränder.
Trocken der Fuß, der deine reine Wasserlinie erreicht.

[...]

Grüß dich, große Mutter der Früchte und Männer, *Mosella!*
Dein Glanz sind die Edlen, kriegserfahren, die Jungen,
Und sie, mit Roms Eloquenz konkurrierend, die Redner.
Dazu macht Natur, mit besonderem Freimut und Frohsinn
Die Stirnen behauchend, feine Kerle aus deinen Söhnen
Nicht nur Rom kann sich rühmen (seiner alten Catonen),
Und nicht allein steht, als Kenner von Recht und Gesetz,
Mächtig da Aristides, dem Athen seinen Glanz verdankt.

Meine Güte! Fast wäre ich abgeschweift, lockeren Zügels,
Hätte aus Liebe zu dir noch dein Loblied verpatzt. Pack nun,
Muse, die Leier weg, die bis zur letzten Saite erklang.

Die Zeiten kommen, da ich
Im Alter mir die Sorgen
Mit lyrischem Kleinkram vertreibe
Und faul in der Sonne liege.
Dann bringt mir Ehre der Stoff:
Die bloßen Fakten und Taten
Der Belgier werd ich besingen,
Den ganzen Heimatroman.

Lieblichste Lieder aus feinstem Faden helfen mir dann
Die Pieriden zu spinnen. Zart wird das Garn den Webstuhl
Durchschießen. Den Spindeln fehlt nicht einmal Purpur.

Wer wird von mir dann nicht aufgezählt? Preisen will ich
Die stillen Grundbesitzer, die klugen Juristen und Redner –
Schutzmacht der Angeklagten. Man sieht sie im Rathaus
Als Spitzen der Bürgerschaft und im lokalen Senat.
Sodann die Männer, die das Geschick ihrer Redekunst
An die Schulen der Jugend brachte zum Ruhm Quintilians.
Jene auch, die ihre Provinz gut verwalten, ihr Tribunal
Rein von Blut erhalten und von Schuld frei die Beile.
Nennen will ich auch sie, die Italiens Völker, Britanniens
Söhne des Nordwinds als Präfekten zweiten Rangs führen.

Endlich ihn: der Rom, Hauptstadt der Welt, Volk und Väter
Regierte – nicht als der Höchste, obschon er den Ersten
Gleichkam im Rang. Doch Fortuna ist längst unterwegs,
Zu beheben den Fehler und ihm nachzuzahlen den Lohn.
Nicht mehr lange, dann wird ihm die wahre Ehre zuteil:
Ein Amt, das die Enkel noch anstreben werden. Doch erst
Sei mein Werk beendet, das Lob der Männer kann warten.

Erzählen will ich vom glücklichen Fluß, der frohen Laufs
Grüne Ländereien durchzieht, ihn dann dem *Rhein* übergeben.
Du aber, *Rhein*, breite den himmelfarbenen Bausch aus,
Dein glasgrünes Gewand. Prüf das Bett für die neuen Fluten:
Der verbrüderete Fluß mehrt dein Ansehn. Nicht in den Wellen
Allein liegt sein Wert, auch darin, daß er die Kaiserstadt sah,
Den Doppeltriumph von Vater und Sohn, als man den Feind
Am *Neckar* zurückschlug hinaus über *Lupodunum*
Fort an die Quelle der *Donau*, Roms Chroniken unbekannt.
Eben kam Kunde von da vom Ersticken des Krieges,
Sieg um Sieg wird gemeldet. Fließt nun gemeinsam dahin,
Treibt das Meer, purpurfarben, mit doppeltem Strom zurück!
Ruhig, Vater *Rhein*, schönster der Flüsse, dich macht nichts klein.
Ein Gastfreund kennt keinen Neid. Für immer erhalten bleibt
Dein Name. Nimm, sicher des Ruhmes, den Bruder auf.
Reich an Wassern, an Nymphen reich, großzügig für zwei,
Wird dein Strom Wasser für beide spenden – sich weiten,
Die Arme ausgebreitet, eine Flut in zwei Mündungen gießen.
Zuwachs wird dir an Kraft, vor der die Franken, Chamaver,
Germanen erzittern: WAHRHAFT ALS LIMES GELTEN WIRST DU.
Zuwachs wird dir, als doppelter Name, von einem Riesenfluß,
Wirst, entspringend aus einer Quelle, doch zweihörnig enden.
Dies sage ich, zum Geschlecht
 Der Biskayer gehörend,
 Den lieben Belgiern nicht erst
Seit gestern bekannt. Ausonius,
 Dem Namen nach Römer, von Heimat und Haus her

Aus dem Land zwischen Galliens Grenze und Pyrenäen,
Dort wo das herrliche Aquitanien
 Natürliche Sitten bewahrt,
 Frechheit und Demut lyrisch vereinend.
 Den heiligen Strom
Mit dem Opfer der Verskunst zu streifen gestatte ich mir.

Ruhm will ich nicht, Nachsicht genügt mir. Hast du der Dichter,
Gütiger Strom, doch schon viele, die das heilige Wasser
Der Aoniden in Wallung bringen und Aganippe erschöpfen.
Ich aber will, so lang Dichterblut mir in den Adern fließt –
Wenn nach Bordeaux, dem warmen Altersnest, Vaters Stadt,
Der Kaiser und seine Söhne, die meine größte Sorge sind,
Mit ausonischen Rutenbündeln, kurulischer Ehre geschmückt,
Mich entlassen werden nach Erfüllung der Unterrichtszeit,
Das Lob dieses Flusses jenseits der Alpen besingen.
Städte nennen will ich, unter denen du still vorbeiziehst,
Festungen, die herabsehn auf dich mit uralten Mauern,
Errichtet zum Schutz in unsicheren Zeiten – einst Kastelle,
Heute von sorglosen Belgiern als Scheunen mißbraucht –
Die begüterten Pächter an beiden Ufern, die Siedler,
Und wie du zwischen fleißigen Leuten, Rinderherden,
Die fetten Weiden durchschneidest und das bebaute Land.
Verstecken vor dir muß die *Loire* sich, die flinke *Aisne*,
Erst recht die *Marne*, Grenzfluß der Gallier und Belgier,
Selbst die *Charente*, schäumend von der sardonischen Flut.
Weichen wird die *Dordogne*, die aus eisigen Bergen stürzt,
Brav hinten an stellt sich Galliens goldschwerer *Tarn*.
Sogar er, mit Wildwassern tosend durch rollenden Fels,
Küßt das purpurne Meer erst, nachdem er *Mosella*,
Den Namen der Herrin, geehrt hat: der Tabeller *Adour*.
Hörnertragende Mosel, an den fernsten Küsten gerühmt –
Und nicht nur dort, wo du aus klarem Gebirgsquell
Auftauchst, die Stirn geschmückt mit goldenem Stierhorn,
Auch da, wo du ruhig strömst durch gewundene Auen,

Wo du, an germanischen Häfen zur Mündung bereit bist –
Wenn mein dürftiges Lied ein Fünkchen Ehre nur bringt,
EINER SICH FINDET, MEINEN VERSEN SEINE FREIZEIT ZU OPFERN,
Wirst du in aller Munde sein, wiederbelebt im Gedicht.
Von dir werden Quellen hören, frische Seen und Flüsse
In allen Himmelsfarben, älteste Haine, berühmt landesweit.
Dich wird die *Drôme* verehren, die ungebundne *Durance*,
Alpenflüsse achten dich – auch sie, durch die Doppelstadt
Fließend, die dem Rive Droite ihren Namen gibt, *Rhône*.
Den blauen Teichen empfehle ich dich, den hörbar wild
Schäumenden Strömen und ihr, der meeresgleichen *Garonne*.

Nachbemerkung

Einen Fluß übertragen, wie geht das? Ist der Fluß nicht selbst das beste Modell für alles, was Gedichte gern tun: Er trägt die Worte, die Bilder dahin. Die Fließrichtung entspricht der Richtung des Lese-
flusses. Gedichtzeilen sind ein mimetisches Muster der Strömung,
der kleinen und größeren Wirbel, des Wellenschaukelns und der
Spiegelungen und Reflexe, die den Blick des Betrachters führen und
fesseln und wieder lösen helfen. Dem muß die Übersetzung genü-
gen – und sei es mit der Einsicht, daß hier nicht mehr zu leisten ist
als eine von vielen Varianten der Übertragung. Es kann darum nur
die Rede vom Übertragen sein – zwischen den Muttersprachen, den
historischen Zeiten. Die Entfernung bleibt stets gewahrt, auch wenn
der Gegenstand beruhigenderweise derselbe ist: die *Mosella* aus rö-
mischer Zeit, die Mosel als deutscher Fluß, den einer auch heute
erleben kann, aus dem Zugfenster schauend oder wandernd auf dem
gleichnamigen Höhenweg. Ein Tagebuch der eigenen Annäherung
an diesen fröhlichsten aller deutschen Flüsse würde hier weiter-
helfen.

Der erste Impuls war, den antiken Sprecher im Parlando näher her-
anzuholen. Kein Mensch läßt sich heute noch von so weit Zurück-
liegendem fesseln, aber eine Kamerafahrt zieht ihn sofort auf den

Schauplatz. Vergegenwärtigung als Methode: Es ging darum, das scheinbar so bekannte Gedicht in ein neugieriges Nichtphilologen-Deutsch zu transponieren. Gegen den Leierkasten des Hexameters galt es, die Beweglichkeit der Satzperioden zu sichern, Tempiwchsel im flexiblen Vers deutlich zu markieren. Ausonius ist vor allem Sprachkünstler, er versteht es, die Versform den geschilderten Situationen anzupassen. So wechselt er etwa, je nach Flußrichtung, den Versfuß. Die anstrengenden Treidlerarbeiten begleitet ein schwerer Spondeus. Kaum geht die Fahrt flußabwärts, sorgt der muntere Rhythmus der Daktylen für Leichtigkeit.

Der Dichter kehrt vom Feldzug Valentinians I. mit seinem Sohn Gratianus, dessen Erzieher er war, gegen die Alemannen zurück. Die Nahe (Nava), linker Nebenfluß des Rheins, in den das Gedicht schließlich mündet, liegt mit Bingen (Vinco) an ihrer Mündung beim Aufbruch noch in Morgennebeln. Der Dichter überquert dort die heute noch zu besichtigende Drusus-Brücke – die der Auslöser für die vorliegende Übertragung war, seit ich sie im Jahr 2000 auf dem Weg zu einer Lesung in Bingen (auf Einladung der Stefan-George-Gesellschaft) mit eigenen Augen in der Abenddämmerung sah. Der Aufbruch im Halbdunkel hat symbolische Qualität. Er ist der Unterweltwanderung des römischen Nationalhelden Aeneas nachgebildet. Es geht vom Acheron (hier die Nahe) durch den Tartarus (Totenreich, hier: der Hunsrück mit Dummissus als »Unterweltsstadt«) voran ins Elysium (hier das Moseltal). Der Weg entspricht der Ankunft des Aeneas im gelobten Land Latium, wobei Germania hier, jungfräuliches Barbarengelände, den Part des rettenden Ufers zugewiesen bekommt. Die »Aeneis« des Vergil, auch seine »Georgica«, das Gedicht vom Landbau, sind ständige Referenzen.

Ausonius war der Impressionist unter den römischen Dichtern. Seine Beschreibungen mögen in der Tradition vergilischer Naturschilderung gestanden haben – das frische Beobachteraue aber vergißt keinen Moment lang, daß es ein haltloses Auge ist, wie es im Gedicht einmal heißt. Hin und her muß es schweifen, überwältigt von den köstlichen Einzelheiten der dem Südländer unvertrauten, erstaunlichen Kolonialgeographie. Der besondere Zauber dieser Fluß-

Hymne beruht vor allem auf der Kulturdifferenz. Es ist dieselbe Siedlerromantik, von der ein Fennimore Cooper bei der Beschreibung der für den Weißen noch jungfräulichen Indianerterritorien sich ergreifen ließ.

Alles zugleich wird erfaßt, ein Gesamtbild von Landschaft, Biosphäre und neuem historisch vertieftem Raum. Zum ersten Mal erscheint hier ein Fluß als alles integrierender Organismus. Unvermittelt wechseln die Perspektiven zwischen den einzelnen Versblöcken, von Nahsicht auf Vogelperspektive und umgekehrt, wechselweise geht es flußabwärts, flußaufwärts. Ein Zoologe, Botaniker, Völkerkundler, Architekturkenner und Psychologe ist hier am Werk. Allein der Fischkatalog mit seinen präzisen Anmerkungen zu Körperbau, Geschmack des Fleisches und artspezifischem Verhalten! Farbensinn und delikate Detailfreudigkeit bezeugen den poetischen Impressionisten, der aber hellwach ist auch für die naturrealistischen Aspekte der Szenerie. Daß die gesunden Fische flußaufwärts schwimmen, ist ihm mindestens eine Nebenbemerkung wert. Und erst die vielen Synonyme für den Wein, Roms wichtigsten Kulturexport, seine Reben und Ranken, Trauben und Säfte: *pampinus, palmes, Lyaeus, Bacchus, Liber, vinetum, vindemia, vitis, vinum ...*

Kein Zweifel, hier machte sich einer vom fernen Ufer der Zeit aus bemerkbar. Er hatte die Hände um den Mund gelegt und rief uns in aller Ruhe sein Losungswort zu, wie manchmal Kinder, die an der Reling des vorüberfahrenden Dampfers stehend dem Betrachter Grüße herübrufen. Seine Verse richteten sich auch an zukünftige Leser, denen er Kunde geben wollte von einem Goldenen Zeitalter. Der späte Römer wußte um die Vergänglichkeit des Naturfriedens an den Grenzen der damaligen imperialen Welt. Im Bild einer anderen Blütezeit, der *Pax Augustea*, feiert er das zerbrechliche Reichsglück an den Ufern der Mosel. Trier ist für einige Jahrzehnte Kaiserstadt und damit das Zentrum des Weltreichs. Und Ausonius ist am Regierungssitz als Fürstenerzieher in bevorzugter Position mittendrin. In einer seiner kleineren Dichtungen feiert er Trier und weist der Moselstadt in der »Ordnung berühmter Städte« den ihr gebührenden Platz zwischen den alten Metropolen Rom und Konstantinopel.

Schwerbewaffnet, war Gallien lang schon auf Ruhm aus –
Und so auch Trier, Kaiserstadt, die riskant nah am Rhein
Dennoch ungestört blieb wie am Ruhepol allen Friedens,
Weil sie die Truppen des Reiches rüstete, kleidete, nährte.
Weithin über breite Hügel läuft ihre Stadtmauer um,
Nebenan gleitet still Mosella vorbei, der reichliche Strom,
Trägt vielgereiste Händler aus aller Herren Länder herbei.

Mein besonderer Dank gilt Paul Dräger, der mir die Augen öffnete
für den inneren Aufbau und die Feinheit der Gesamtzeichnung von
Ausonius' lyrischer Fluß-Monographie. Die Einsicht, wie hier Form
und Inhalt wellengleich zusammenspielen und wieviel Geist der
Zoologie in dem berühmten Fischkatalog steckt, verdanke ich ihm.

DRITTER TEIL
PROJEKTE DES ORDENS

BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT
VON RUHM

CHRISTIAN TOMUSCHAT

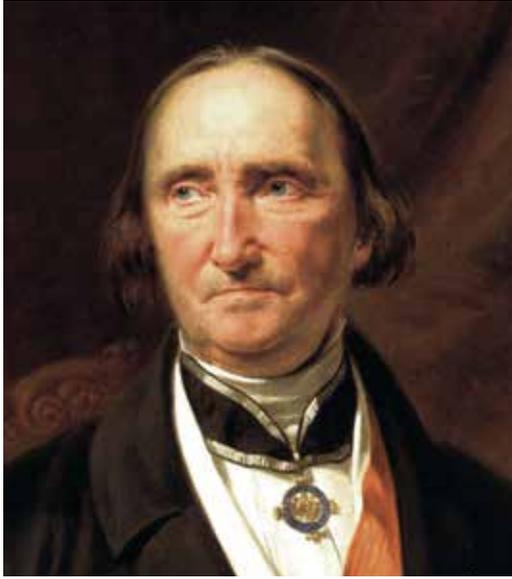
FRIEDRICH CARL VON SAVIGNY (1779-1861)

Es ist vielleicht nicht verfehlt, angesichts der Person des Porträtierten die folgende kurze Skizze mit der lateinischen Sentenz zu beginnen: *impossibilium nulla obligatio*. Diese Sentenz trifft zwar nur zur Hälfte zu, nämlich was die Unmöglichkeit angeht, während von einer *obligatio* ja keine Rede sein kann: Es ist unser aller Anliegen, unser freiwilliger Entschluß, *Friedrich Carl von Savigny* in Erinnerung zu rufen, jenen bedeutenden Juristen, der in Deutschland geläufig als der größte Jurist des 19. Jahrhunderts überhaupt bezeichnet worden ist. Seinem Namen begegnet man hier in Berlin auf Schritt und Tritt. Für die Berliner ist übrigens der beliebte Platz im Westteil ihrer Stadt der *Savignyplatz*, während man im übrigen durchweg belehrt wird, der Akzent müsse auf die erste Silbe gesetzt werden, gar nicht im Einklang mit den Betonungsregeln der französischen Sprache. Aber weg von diesen Seitenwegen: Warum soll es unmöglich sein, *Savigny* angemessen zu würdigen? Ganz einfach wegen der schieren Menge und der herausragenden Qualität seiner Lebensäußerungen. Was von ihm selbst stammt, ist nach jedem denkbaren Maßstab geradezu schwindelerregend. Mein Frankfurter Kollege *Joachim Rückert*, ein vorbehaltloser Bewunderer *Savignys*,

hat erst vor kurzem in der Festschrift zum 200jährigen Bestehen der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität einen Überblick gegeben, der noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.¹ Die gedruckten wissenschaftlichen Schriften umfassen etwa 11.000 Seiten, hinzu treten mindestens 9.000 Briefe, nur teilweise veröffentlicht, und die Arbeit als Praktiker hat ebenfalls einen reichen Niederschlag gefunden: angegeben werden 138 Urteile der Berliner Spruchfakultät (bisher nicht aufgefunden), 70 Voten als Rat am Rheinischen Kassations- und Revisionsgerichtshof in Berlin, einem Sondergericht für das Recht der Rheinprovinz, 70 Gutachten als Mitglied des Preußischen Staatsrats sowie umfangreiche Stellungnahmen als preußischer Minister für Gesetzesrevision, um nur die wichtigsten Schriftakte zu nennen.

Das übliche Schicksal eines Juristen ist es, vergessen zu werden. In einem großen Teil unserer Arbeit sind wir schlichte Handwerker, die sich dem Tagesgeschäft zu widmen haben. *Savigny* ist bis heute nicht vergessen worden. Geburtstag und Todestag sind bei bedeutenden Jahreszahlen stets als Jubiläen gefeiert worden. Auch der 150. Todestag im Jahre 2012 hat erst vor kurzem wieder Anlaß zu Rückblicken und Versuchen einer Gesamtwürdigung gegeben.² Selbst in heutiger Zeit ist es für einen Juristen undenkbar, an *Savigny* vorbei zu gehen. *Savigny* hat sich seinen Ruf vor allem wegen seiner Kenntnisse im klassischen römischen Recht und seiner Bearbeitung des römischen Rechts in seiner im 19. Jahrhundert geltenden Fassung als *usus modernus* oder auch Pandektenrecht erworben. Selbst wer dem öffentlichen Recht zugetan ist, kann sich dem Einfluß *Savignys* nicht entziehen, da viele seiner Grundgedanken eine konstitutionelle Qualität haben, sich also nicht im Detail erschöpfen, sondern Orientierungslinien ziehen, die auch außerhalb des Privatrechts ihren Geltungsanspruch erheben.

Da es hier um eine Gesamtwürdigung der Person geht, können biographische Details nicht einfach beiseite gelassen werden, wie das sonst im juristischen Diskurs üblich ist, wo grundsätzlich allein das Argument zählt. *Savigny* kam am 21. Februar 1779 zur Welt, also noch in der vorrevolutionären Zeit, als der Obrigkeitsstaat sich in



Deutschland satt eingerichtet hatte. Er entstammte einem uralten lothringischen Adelsgeschlecht, dessen Mitglieder freilich schon seit langem in Deutschland ansässig waren.⁵ Der Vater stand als Regierungsrat in nassauischen Diensten, und auch die Mutter entstammte einer angesehenen Juristenfamilie. Schon mit 13 Jahren (1792) wurde *Savigny* durch den Tod seiner beiden Eltern Vollwaise; auch alle seine 12 Geschwister starben schon in früher Kindheit. Die Vormundschaft für ihn wurde von einem mit dem Vater befreundeten Juristen, Constantin von Neurath, Assessor am Reichskammergericht, übernommen, durch dessen Erziehung er offenbar auf das juristische Studium hingelenkt wurde. Als alleiniger Erbe seiner verstorbenen Eltern war *Savigny* Eigentümer des Gutes Trages bei Gelnhausen geworden, dessen Einkünfte ihm später eine unabhängige Existenz frei von allen finanziellen Sorgen sicherten.

Das Studium der Rechte begann *Savigny* als 16jähriger zu Ostern 1795 in Marburg. Inhaltlich beschränkte *Savigny* sich nicht auf die Rechtswissenschaft, sondern setzte sich, angeregt auch von einem Freundeskreis der romantischen Gefühlswelt (Achim von Arnim,



Geschwister Brentano, Brüder Grimm), eingehend mit den philosophischen Strömungen der Zeit auseinander.⁴ Im Sommer 1799 wurde das Studium abgeschlossen, schon im Herbst 1800 folgte die Promotion mit einer strafrechtlichen Arbeit, die von *Savigny* später nie mehr als bemerkenswertes wissenschaftliches Erzeugnis angeführt wurde. Sofort danach konnte *Savigny* eine Lehrtätigkeit an seiner Fakultät aufnehmen, die er brav für einige Semester fortführte. Der große Durchbruch gelang ihm mit einer Arbeit über das Recht des Besitzes, die im Jahre 1803 erschien. Wie berichtet wird, hatte *Savigny* für die Anfertigung dieser Schrift nach fünf Monaten der Vorbereitung nicht mehr als sechs Wochen benötigt.⁵ Dennoch ist diese Arbeit ein Dokument profunder Gelehrsamkeit vor allem in der Behandlung der Quellen von der Antike bis zur Gegenwart. Offensichtlich war das Recht des Besitzes niemals zuvor mit der gleichen scharfsichtigen Analysefähigkeit behandelt worden. Mit einem Schlage wurde *Savigny* in ganz Europa berühmt. Die Schrift wurde als Meisterleistung anerkannt, offenbar vor allem wegen der über-

ragenden Quellenkenntnisse des Autors, der das Rechtsinstitut des Besitzes von der Antike bis zur Gegenwart mit einer ganz außergewöhnlichen Übersicht über alle verfügbaren Belege behandelt hatte.⁶ Zahlreiche weitere Auflagen erschienen bis 1837, auch Übersetzungen in die italienische, die englische und die französische Sprache folgten. Eine unmittelbare Folge des Erscheinens der Arbeit war die Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Marburger Universität am 13. Mai 1803, doch ließ *Savigny* sich sogleich von den Belastungen des mit dem akademischen Amt verbundenen Spruchkollegs befreien. Durch seine Vermählung mit Kunigunde (Gunda) von Brentano im April 1804 festigte er seine Beziehung zu der Familie Brentano. Ein Kommentator bemerkte im Jahre 1930: »Da Gunda vom brausenden Blut der Brentanos am wenigsten hatte, wurde die lange, 57 Jahre währende Ehe harmonisch und glücklich.«⁷

Aus der Ehe gingen fünf Söhne und eine Tochter hervor, von denen nur vier das Erwachsenenalter erreichten. Der unzeitige Tod (1835) der von ihm außerordentlich geliebten Tochter Bettina, die nach Griechenland geheiratet hatte, war für ihn ein schwerer persönlicher Schlag.

Es schlossen sich nach der Marburger Zeit Jahre einer intensiven Reise- und Studentätigkeit im westlichen Europa an, einerseits einem bekannten Muster jugendlicher Zöglinge aus Adelskreisen folgend, andererseits aber mit einem unglaublichen Forscherdrang in dem Bestreben, in den bekannten Archiven anderer Städte neue Quellen aufzuschließen.⁸ Einer der Brüder *Grimm (Jacob)* war ihm bei diesen Forschungen behilflich, vor allem auch, nachdem bei der Einfahrt nach Paris ein ganzer Koffer voller Materialien verlorengegangen war.⁹ Auf Grund seiner finanziellen Unabhängigkeit konnte *Savigny* es sich in dieser Zeit auch erlauben, einen an ihn aus Heidelberg ergangenen Ruf abzulehnen. Erst im Jahre 1808 entschloß er sich, einen Ruf an die bayerische Landesuniversität in Landshut anzunehmen. Zwar bildete er dort einen Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, wo sich ein Kreis von Freunden und Anhängern um ihn versammelte, doch beklagte er gleichzeitig die

»provinzielle Beschränktheit des Volkes und so auch der Universität«;¹⁰ er entbehre bei den »Zuhörern die nöthige Vorbildung und besonders das allgemeine lebendige literarische Interesse, was unsere Universitäten so einzig machte«.¹¹

So erregten die Pläne zur Errichtung einer Universität in Berlin seine höchste Aufmerksamkeit. Durch *Wilhelm von Humboldt* erging der Ruf an ihn. Von Berlin versprach er sich eine Befreiung aus der Enge des bayerischen Milieus. Vor allem die »gebildete, gesellige Stadt« beeindruckte ihn.

»Diese Stadt ist aber auch eine theure Stadt, schon weil sie groß ist und manchen Luxus unvermeidlich macht.«¹²

Es gab kein langes Überlegen. Der sich in Berlin ausbildende liberale Geist und Sinn äußerte eine unwiderstehliche Anziehungskraft.¹³ So verließ *Savigny* Landshut schon nach weniger als zwei Jahren wieder und richtete sich ganz auf Berlin ein, wo er dann bis zu seinem Tode im Jahre 1861 seinen Wohnsitz behalten sollte. In Berlin erwarteten ihn sogleich mannigfache Pflichten neben dem üblichen Lehrbetrieb. Er wurde Mitglied des Spruchkollegs der Fakultät, und schon im Jahre 1812 wurde ihm das Rektorat angeboten, nachdem *Fichte* vom Rektorat zurückgetreten war. Soviel zu den äußeren Lebensdaten.

Das wissenschaftliche Bild *Savignys* läßt sich weniger leicht umreißen. Er war nicht nur ein glänzender Schriftsteller, sondern gleichzeitig auch ein begnadeter akademischer Lehrer, wovon viele Mitschriften seiner Kollegs zeugen, die von Hörern wegen der außergewöhnlichen gedanklichen Klarheit und Brillanz des Vortrags angefertigt wurden.¹⁴ Mit *Fichte*, *Hegel* und *Savigny* war Berlin mit einem Schlag an die Spitze aller deutschen Universitäten gerückt. Der Zulauf der Studenten war ganz ungewöhnlich, hielt sich allerdings in zahlenmäßigen Dimensionen, die uns heute als eher bescheiden anmuten.

»Das Recht des Besitzes« begründete *Savignys* überragenden Ruf. Aber dieses Werk hatte als solches keine über seinen unmittelbaren Gegenstand hinausreichende Aussage. Es war *Savignys* Antwort auf *Thibauts* Forderung nach einem »allgemeinen bürgerlichen Recht

für Deutschland«,¹⁵ die eine Grundsatzdebatte auslöste. *Thibauts* Streitschrift aus dem Jahre 1814 stellte *Savigny* noch im selben Jahre seine These entgegen, daß die damalige Zeit für eine solche Gesetzgebung noch nicht reif sei, zumal sie noch keine angemessene Sprache gefunden habe.¹⁶ *Thibaut* hatte die ungeheure Zersplitterung des Privatrechts beklagt, das trotz der gleichen Grundlage des römisch basierten Pandektenrechts keinerlei Einheit gewährleiste und damit jede Art von Rechtssicherheit untergrabe. *Savigny* begegnete dieser seiner Ansicht nach von durchaus achtenswerten Motiven getragenen Wunschvorstellung mit der Feststellung, daß das Recht als Teil der Kultur eines Volkes zu begreifen sei und deswegen nur in einem langsamen Wachstumsprozeß im Einklang »mit dem Wesen und Character des Volkes« entstehen könne.¹⁷ Gewohnheitsrecht sei deswegen die ideale Form des Rechts, es werde erzeugt »erst durch Sitte und Volksglaube, dann durch Jurisprudenz ..., überall also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers«. ¹⁸

Savigny gibt zu, daß das Recht seinen Niederschlag auch in ausformulierten Regeln finden muß, wobei notwendigerweise den Juristen eine richtunggebende Rolle zufalle: »Das Recht bildet sich nunmehr in der Sprache aus, es nimmt eine wissenschaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtseyn des gesammten Volkes lebte, so fällt es jetzt dem Bewußtseyn der Juristen anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieser Function repräsentiert wird.«¹⁹

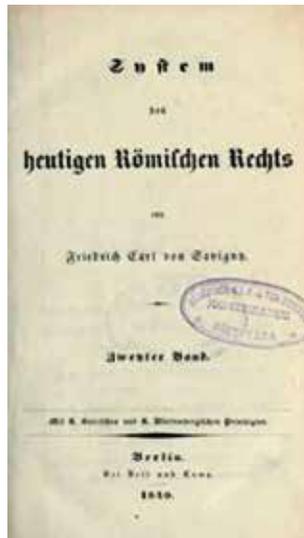
Die Logik dieser Ausführungen ist immer wieder harsch kritisiert worden. *Savigny* beschwört den »Volksgeist«, einen Begriff, der in der ursprünglichen Fassung seiner Schrift wörtlich noch nicht auftaucht, aber das rechtliche Erzeugnis dieses im deutschen Volk abgelaufenen Entstehungsprozesses ist für ihn nichts anderes als das römische Recht, und zwar keineswegs in seiner durch Praxis und Rechtsprechung der Gegenwart ausgeprägten Form, sondern das römische Recht der klassischen Zeit.²⁰ Die Volksgeistlehre negiert sich damit selbst schon im eigentlichen Ansatz. Mit beißender Schärfe ist vor allem der Begründer der sog. Freirechtsschule, *Hermann Kantorowicz*, hervorgetreten, der bemängelt, daß *Savigny* sich

nicht darum bemüht habe, die Gerichtspraxis seiner Zeit aufzuarbeiten, sondern einer Reinform des Rechts nachgejagt sei, die er wie eine Chimäre in einer über eineinhalb Jahrtausende zurückliegenden Zeit gefunden zu haben geglaubt habe.²¹ In die gleiche problematische Richtung geht *Savignys* Behauptung, daß die Rechtsbildungsfunktion auf die Juristen übergegangen sei. Damit wird der gesellschaftlichen Privilegierung eines Standes das Wort geredet, der keineswegs ohne eigene Interessen ist. Uns Heutige berührt es deswegen auch seltsam, daß *Savigny* dem Gesetzgeber mit dem größten Mißtrauen entgegengetreten ist. Demokratische Legitimation ist für ihn kein erwägenswerter Grund – was natürlich auch mit den damaligen politischen Verhältnissen zu tun hat, wo die Macht der Gesetzgebung trotz der Beteiligung der Stände oder frei gewählter Landtage im Schwergewicht noch bei den Fürsten lag, von denen man nicht erwarten konnte, daß sie bei Entscheidungen über Rechtsetzung ihre politischen Ansichten zugunsten einer objektiven Interessenabwägung zurückstellen würden.

So gilt *Savigny* als das Oberhaupt der historischen Rechtsschule, die sich mit ihrer Spitze vor allem gegen das naturrechtliche Denken des 18. Jahrhunderts wandte. Die Denkweise eines *Grotius*, eines *Pufendorf* oder eines *Leibniz* erschien der neuen Richtung flach, ja verderblich. *Savigny* selbst spricht in einer Buchbesprechung von »trostloser Aufklärerey«, die dann zur Französischen Revolution und zu Napoleons Despotismus mit ihren herben Folgen geführt habe.²² In einem zustimmenden Kommentar aus der jüngeren Vergangenheit (*Franz Wieacker*) wurde das aus unveränderlichen Prämissen abgeleitete naturrechtliche System von Rechtsregeln als »Hemmschuh lebendiger Gerechtigkeit« bezeichnet, ja ihm wurde sogar »Naivität« nachgesagt,²³ während andere Stimmen sehr viel klarsichtiger eine Kontinuität zu erkennen glaubten.²⁴ Folgerichtig setzt sich *Savigny* in seiner Streitschrift »Zum Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung« auch eingehend mit den privatrechtlichen Kodifikationen seiner Zeit auseinander, dem Code Napoléon (1804), dem österreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch (1812), für das Vorarbeiten noch in der Zeit der Kaiserin Maria Theresia begonnen

hatten, sowie dem Preußischen Allgemeinen Landrecht, dessen Schaffung von Friedrich dem Großen in die Wege geleitet worden waren, das aber erst nach dessen Tode im Jahre 1794 von dem Thronnachfolger Friedrich Wilhelm II. verkündet werden konnte. Keiner dieser Kodifikationen kann *Savigny* etwas abgewinnen. Sie verlören sich in Detailregelungen und ließen eine klare Systematik vermischen.²⁵ Besonders abschätzig fällt die Kritik am Code Napoléon und vor allem auch an den vier Leitfiguren der Kodifikationsarbeiten in Frankreich aus.²⁶

Es ist nur allzu erklärlich, daß sich an den Streit zwischen *Thibaut* und *Savigny* die Frage anschließen mußte, ob nicht *Savigny* letztlich in seiner Schrift einem verstockten Ideal feudaler Verhältnisse das Wort geredet habe, während *Thibaut* für eine grundlegende Reform der gesellschaftlichen Verhältnisse eingetreten sei. *Jürgen Kuczynski* und *Hermann Klenner*, jeweils führende Gestalten des rechtsphilosophischen Denkens in der untergegangenen DDR, sind dieser Frage nachgegangen und haben jeweils sehr differenzierte Antworten gefunden.²⁷ Der Rechtshistoriker *Hans Kiefner* hat versucht, in einer mit zahlreichen Beispielen angereicherten Einzelanalyse nachzuweisen, daß die Behauptung vom reaktionären *Savigny* nicht haltbar sei, da sich in allen seinen Äußerungen liberales Gedankengut widerspiegele. *Savigny* sei für Reform durch Wissenschaft eingetreten, während *Thibaut* sich für eine Reform durch den Gesetzgeber eingesetzt habe.²⁸ In der Tat ließ sich *Savigny* von der Erwartung tragen, daß es der Wissenschaft gelingen werde, ein kohärentes System des Zivilrechts zu schaffen, eine Erwartung, die man von Anbeginn an gewiß als utopisch betrachten durfte. Inhaltlich betrachtete *Savigny* das Zivilrecht als einen Raum bürgerlicher Freiheit, der eines regelnden Eingriffs durch den Gesetzgeber nicht bedürfe. *Helmut Coing* hat die Freiheit als Zentralbegriff des Savignyschen Denkens mit klaren Worten herausgearbeitet.²⁹ Auf der anderen Seite hat *Thibaut* niemals deutlich erklärt, welche Art von Reform er sich eigentlich vorstelle. Die schlichte Gegenüberstellung von konservativem Festhalten an rückständigen Einrichtungen einerseits und fortschrittlichem Gestaltungswillen andererseits trifft jedenfalls für das Jahr



1814 nicht zu. Man wird eher davon ausgehen können, daß *Savigny* – nicht ganz uneigennützig – ein Plädoyer für seine Disziplin, das gemeine Recht, hielt, das er in seiner Systematik allen anderen Kodifikationsbemühungen für weit überlegen hielt. Um dem Vorwurf zu entgehen, er verfolge restaurative Tendenzen, setzte er sich in seinem *System* auch mit den bekannten Worten *Goethes* auseinander: »Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort«, um darzutun, daß es eben meist die versteinemde Wirkung der Gesetzgebung sei, die den notwendigen Fortbildungsprozeß behindere, während die Gewohnheitsrechtsbildung die Impulse der jeweiligen Zeit unbehindert aufnehmen könne.⁵⁰

Savignys spätere Hauptwerke aus der Zeit seines aktiven Gelehrtenlebens flößen jedem Betrachter auch noch heute Respekt ein durch ihre breite Fundierung auf Originalquellen, ihre systematische Geschlossenheit – obwohl *Savigny* seinen Schaffensplan in keinem Falle zur Vollendung bringen konnte – wie auch durch die Eleganz der Formulierungen. Im Jahre 1815 erschien der erste Band des Monumentalwerkes »Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter«, das bis zum Jahre 1831 auf sechs Bände mit rund 3500 Seiten

anwuchs, es folgten dann im Jahre 1840 die ersten drei Bände seines »Systems des heutigen Römischen Rechts«, das schließlich mit Band 8 im Jahre 1849 seinen Abschluß fand (im Gesamtumfang von rund 4200 Seiten). Es ist vor allem das »System«, das für das 19. Jahrhundert prägend und maßstabsetzend wurde. Es handelt sich um eine Darstellung des Privatrechts der damaligen Zeit, in dem vor allem die zentralen Grundbegriffe des Rechtssystems definiert wurden. In Band 1 geht es dabei um die Rechtsquellen, die Auslegung sowie das Rechtsverhältnis, eine Abstraktion, die zuvor niemals in dieser präzisen und gleichzeitig schlichten Allgemeinheit definiert worden war: »... erscheint uns jedes einzelne Rechtsverhältniß als eine Beziehung zwischen Person und Person, durch eine Rechtsregel bestimmt. Diese Bestimmung durch eine Rechtsregel besteht aber darin, dass dem individuellen Willen ein Gebiet angewiesen ist, in welchem er unabhängig von jedem fremden Willen zu herrschen hat.«⁵¹

Zugeschrieben wird ihm auch die Erfindung der Rechtsfigur der juristischen Person.⁵² Erstmals entwickelte *Savigny* ferner eine Auslegungslehre, welche die vier Topoi des hermeneutischen Verständnisses erwähnt, die auch heute noch gebräuchlich sind: die grammatische, die logische, die historische und die systematische Interpretation.⁵³ Freilich gibt er diesen vier Kriterien einen sehr eigenen, persönlichen Sinn. Die historische Auslegung besteht bei ihm nicht in der Heranziehung der Gesetzesmaterialien, der »travaux préparatoires«, sondern bedeutet für ihn Berücksichtigung des zur Zeit des Gesetzeserlasses gegebenen rechtlichen Zustandes. Jede Art von teleologischer, zweckbestimmter Auslegung weist er als »bedenklich« zurück, was als eine Art der Beschränkung der gesetzgebenden Macht begriffen werden kann.⁵⁴ Im Grunde aber gilt: Noch heute kann bei der Klärung wichtiger juristischer Grundkonzepte auf die Definitionen von *Savigny* zurückgegriffen werden.⁵⁵

Nicht weniger als 31 Jahre verbrachte *Savigny* als Mitglied im Preussischen Staatsrat, von 1817 bis zum Jahre 1848, von Oktober 1847 an sogar als Präsident,⁵⁶ ehe er in den Revolutionswirren des März 1848 aus allen Staatsämtern ausschied. Dem Preussischen Staatsrat war,

ähnlich dem französischen *Conseil d'Etat*, eine konsultative Aufgabe übertragen worden.³⁷ Zu allen wichtigen Gesetzesvorhaben wurde seine Meinung eingeholt. Aus der Hand *Savignys* sind nicht weniger als 70 Gutachten überliefert.³⁸ Schöpferische Initiative habe er freilich nicht entwickelt, schreibt der Heidelberger Staatsrechtslehrer *Hans Schneider*.³⁹ Aus der heutigen Perspektive betrachtet, ist seine Tätigkeit dort nicht von jenem freiheitlichen Geist geprägt gewesen, den der *Beruf* geatmet hatte.⁴⁰ In seiner Dissertation hat *Wolfgang van Hall* diese Voten sorgfältig untersucht. Vor allem was die Bauernbefreiung angeht, wo es um die Ablösung von früheren Dienstbarkeiten ging, hat *Savigny* sich stets für Lösungen eingesetzt, die sehr klar die adligen Grundbesitzer gegenüber den einfachen Bauern begünstigten. Der Begriff »Bauernbefreiung«, so *van Hall*, hatte für *Savigny* »so gut wie keinen Wert«. ⁴¹ Einigermaßen problematisch erscheint insoweit auch seine Stellungnahme zur Leibeigenschaft. In seinem *System* wird die germanische Leibeigenschaft als eine Form persönlicher Zuordnung in Ablösung von der römischen Sklaverei erwähnt,⁴² wobei nicht klar wird, ob damit nur ein historisches Zitat angebracht wird oder ob *Savigny* die Leibeigenschaft als ein im Grunde legitimes Rechtsinstitut betrachtet. Berichtet wird jedenfalls, daß er Bedenken gehabt habe, die mit der Leibeigenschaft verbundenen »ungemessenen Dienste« zusammen mit der Leibeigenschaft ohne Entschädigung aufzuheben.⁴³

Es erschien ursprünglich wie ein Widersinn, als *Savigny* im Jahre 1842 zum Minister für Gesetzesrevision berufen wurde. Er, der sich in seinem *Beruf* gegen jede Art von Kodifikation ausgesprochen hatte, sollte nun plötzlich eine Antriebskraft der Gesetzgebungsarbeit werden. Aber die Widersprüchlichkeit war doch nur eine scheinbare. *Savigny* hatte nur die Autonomie des Privatrechts verteidigt, von der Annahme ausgehend, daß das Privatrecht eine reine Kunstform juristischer Logik sei, die sich im römischen Recht in ihrer Idealform ausgeprägt habe. Daß es auch insoweit um Interessenkonflikte mit einem wirtschaftlichen Hintergrund gehen könne, war ihm vordergründig jedenfalls nicht bewußt. Wie dem auch sei, er verschloß sich keineswegs der Einsicht, daß in vielen anderen Le-

bensbereichen die Wirksamkeit des Gesetzgebers eine zwingende Notwendigkeit sei. So betrieb er in seinem neuen Amt mit großer Hingabe die Reform des Strafgesetzbuchs, das allerdings erst nach seiner Amtszeit im Jahre 1851 in Kraft treten konnte. Von einem neuen Eherecht gelang es ihm, jedenfalls den prozessualen Teil fertigzustellen und in Kraft zu setzen (1844). Fast einhellig war im früheren Schrifttum unter Bezugnahme vor allem auf eine Bemerkung von *Adolf Stölzel*, Präsident des Reichsjustizprüfungsamtes und Mitglied des Preußischen Herrenhauses,⁴⁴ *Savigny* als *Cunctator*, als völlig ungeeignet für die praktische Arbeit abqualifiziert worden. Kein Geringerer als *Rudolf von Jhering* hatte sich diesem Verdikt angeschlossen.⁴⁵ Neuere Arbeiten haben dieses pauschale Urteil zurechtrücken und widerlegen können.⁴⁶ In einer sehr detaillierten Monographie wird nachgewiesen, wie erfolgreich *Savigny* sein Projekt der Strafgesetzsreform über Jahre hinweg hartnäckig vorantrieb.⁴⁷ Tatsache ist allerdings, daß er selbst die Früchte dieser Arbeit selbst nicht mehr für sich vereinnahmen konnte. Allerdings muß es wohl bei dem Gesamturteil bleiben, daß *Savigny* durchweg eine konservativ-rückständige Linie verfolgte.⁴⁸

Über *Savignys* Tätigkeit als Richter am Rheinischen Kassations- und Revisionsgerichtshof ist wenig bekannt. Insofern werden wohl künftige historische Arbeiten mehr Licht bringen.

Trotz seiner zahlreichen Verbindungen mit anderen Menschen ist *Savigny* offenbar zu seiner Zeit doch menschlich ein weitgehend Unbekannter geblieben. Brieflich öffnete er sich meist recht freimütig. Aber im unmittelbaren menschlichen Kontakt tat er sich wohl häufig sehr schwer. Nicht ohne Grund wurde er in seiner Marburger Zeit von den Freunden als »Studiermaschine« bezeichnet, ein Etikett, das ihm sicherlich zu Recht angeheftet wurde, bedenkt man, welche zeitlichen Erfordernisse seine wissenschaftlichen Arbeiten und eben auch seine Briefkultur stellten. So erschien er dann gelegentlich in menschlicher Gesellschaft wie ein Fremder, der seinen persönlichen Ort nicht gefunden hatte,⁴⁹ obwohl in den Berichten von Zeitgenossen stets über ausgedehnte Geselligkeit berichtet wird.⁵⁰ Schon zu seiner Zeit war *Savigny* vielfach mit *Goethe* verglichen

worden.⁵¹ In der Tat gab es viele schon rein äußerliche Ähnlichkeiten.⁵² Beide waren in Frankfurt geboren, beide hatten ihre Hauptwerke im Alter von 23 Jahren veröffentlicht, beide nahmen sieben Jahre lang ein Ministeramt wahr, und beide starben mit 82 Jahren. Auch in der Erscheinung hat es wohl viele ähnliche Züge gegeben, und *Savigny* konnte man schon in seiner Jugend einen klassischen Stil nachsagen. Durchsetzt war die Sprache mit einer Vielzahl von Metaphern, dem damaligen Sprachstil völlig kongruent. Ich gebe nur ein einziges Beispiel aus der Vorrede zu seinem »System«: »Wenn uns aber die durch viele Geschlechter fortgesetzte Ausbildung unserer Wissenschaft einen reichen Gewinn darbietet, so entspringen uns ebendaher auch eigenthümliche große Gefahren. In der Masse von Begriffen, Regeln und Kunstausdrücken, die wir von unsren Vorgängern empfangen, wird unfehlbar der gewonnenen Wahrheit ein starker Zusatz von Irrthum beygemischt seyn, der mit der traditionellen Macht eines alten Besitzstandes auf uns einwirkt und leicht die Herrschaft über uns gewinnen kann.«⁵³

Niemand würde heute in einem wissenschaftlichen Werk ähnliche Wendungen benutzen. *Savigny* war eben auch durch seine Umgebung geprägt.

Darf man es ebenfalls als Krankheit der Epoche abtun, daß *Savigny* sowohl als Wissenschaftler wie auch als Praktiker sehr deutliche antijüdische Tendenzen zu erkennen gab? In einer Buchbesprechung aus dem Jahre 1815 hat er sich unmißverständlich geäußert: »Vollends die Juden sind und bleiben uns in ihrem innern Wesen nach Fremdlinge, und dieses zu verkennen konnte uns nur die unglückselige Verwirrung politischer Begriffe verleiten; nicht zu gedenken, daß diese bürgerliche und politische Gleichstellung, so menschenfreundlich sie gemeynt seyn mag, dem Erfolg nach nichts weniger als wohlthätig ist, indem sie nur dazu dienen kann, die unglückselige Nationalexistenz der Juden zu erhalten und wo möglich noch auszubreiten.«⁵⁴ Rassisch-ethnische Argumente tauchen bei *Savigny* niemals auf; es war wohl seine feste Verwurzelung im christlichen Glauben, die ihn in eine Position der Gegnerschaft brachte.

Vor wenigen Jahren hat eine eingehende Untersuchung alle Vor-

fälle belegt, wo *Savigny* diese Überzeugung in konkretes Handeln umgesetzt hat.⁵⁵ Es handelt sich um eine umfangreiche Liste. Herausragen insbesondere zwei Ereignisse. Als es um die Frage ging, ob in der neu erworbenen Provinz Posen das preußische Edikt über die Judenbefreiung aus dem Jahre 1812 einfach territorial ausgeweitet werden sollte, erhob *Savigny* Bedenken. Er hielt das Edikt insgesamt für »unzweckmäßig« und forderte eine neue, restriktivere Judenordnung für ganz Preußen,⁵⁶ die dann schließlich 1847 zustande kam, zu der Zeit, als er Minister für Gesetzesrevision war.⁵⁷ Zwar hielt das neue Gesetzeswerk grundsätzlich an der Gleichstellung von Juden und Christen fest, doch blieben den Juden alle höheren Stellen im Staatsdienst verschlossen. Die zweite Episode bildet die Auseinandersetzung mit *Eduard Gans*, einem jüdischgläubigen Neuankömmling auf dem akademischen Felde, der eine Schrift über römisches Obligationenrecht verfaßt hatte und bei dem zuständigen preußischen Minister im Jahre 1819 einen Antrag auf Zulassung zur akademischen Laufbahn eingereicht hatte.⁵⁸ In dieser Arbeit waren auch einige kritische Bemerkungen über *Savigny* gefallen. Dem Minister erstattete die Fakultät auf dessen Bitte ein Gutachten, das ungewöhnlich hart und abfällig urteilte. Die Schrift sei »in der Hauptsache gänzlich misslungen und ohne Gewinn für die Wissenschaft«. ⁵⁹ Ferner wurde darauf hingewiesen, daß *Gans* jüdischen Bekenntnisses sei, was möglicherweise für seine Anstellung ein Hindernis bilde, eine Bemerkung, die ganz im Gegensatz zu der ausdrücklichen Anordnung im Judenedikt von 1812 stand, daß auch Juden mit akademischen Lehrämtern betraut werden könnten. Daraufhin wurde der von *Gans* gestellte Antrag abgelehnt, was für den mittellosen Bewerber offenbar eine wirtschaftliche Katastrophe bedeutete. Um der Auseinandersetzung mit den von *Gans* erhobenen Gegenvorstellungen ein definitives Ende zu bereiten, wurden durch Königliche Kabinettsorder vom 18. August 1822 die einschlägigen Bestimmungen des Judenedikts von 1812 mit der ausdrücklichen zusätzlichen Maßgabe aufgehoben, daß eine Anstellung von *Gans* als außerordentlicher Professor demnach nicht in Betracht komme. In der Folgezeit wendete sich das Blatt. *Gans* schloß sich der He-

gelschen Schule an und befürwortete den in Preußen eingeleiteten Reformprozeß. Er ließ sich im übrigen taufen, um jegliches Ernennungshindernis auszuräumen. So wurde er im Jahre 1825 zunächst zum außerordentlichen Professor ernannt, schließlich im Jahre 1828 während einer kurzen Zeit der Abwesenheit des Kronprinzen, *Savignys* Gönners, auch zum ordentlichen Professor.⁶⁰ Für *Savigny* bedeutete dies eine herbe persönliche Niederlage. Beleidigt zog er sich aus den kollegialen Geschäften der Fakultät zurück und nahm seitdem nur noch seine Vorlesungspflichten wahr.⁶¹ *Gans* wurde in die Fakultät aufgenommen und vermochte es, eine Wirksamkeit zu entfalten, die ihn auf die gleiche Stufe des Ansehens wie *Savigny* emporhob.

Kritik wurde an *Savigny* auch wegen der mangelnden Unterstützung für die Göttinger Sieben geübt.⁶² Nach ihrer Entlassung und Ausweisung aus dem Königreich Hannover (1837) brach in ganz Deutschland eine Protestbewegung auf, der *Savigny* sich nicht sofort anschließen wollte, obwohl die beiden Brüder *Grimm* zu seinen engsten Freunden gehörten. *Bettina von Arnim-Brentano*, *Savignys* Schwägerin, hat diese Zurückhaltung aufs lebhafteste getadelt, ohne jedoch *Savigny* zu einer Revision seiner Haltung bewegen zu können.⁶³ Aus heutiger Sicht läßt sich nicht beurteilen, ob es *Savigny* an Mut und Loyalität hat fehlen lassen oder ob er im Gegenteil weise gehandelt hat, um für die Zukunft alle Möglichkeiten offenzuhalten. Schließlich, nach drei Jahren (1840), wurden die beiden Brüder *Grimm* nach Berlin berufen.

Ein kurzes Wort noch zur Mitgliedschaft *Savignys* im Orden. *Savigny* war von Anfang an (31. Mai 1842) in die Friedensklasse des Ordens *pour le mérite* aufgenommen worden. Nach dem Tode *Wilhelm von Humboldts* im Jahre 1859 signalisierte ihm der Prinzregent Wilhelm, der spätere preußische König und deutsche Kaiser Wilhelm I., daß er ihn zum Kanzler des Ordens ernennen wolle.⁶⁴ *Savigny* bat unter Hinweis auf sein hohes Alter von schon über 80 Jahren, von dieser Bürde verschont zu bleiben. Doch der Prinzregent beharrte auf seinem Wunsch: »Als Ich damit umging, Sie zum Kanzler des Ordens *pour le mérite* für Wissenschaften und Künste zu ernennen,

ist Ihr vorgerücktes Alter nicht unerwogen geblieben; in der Überzeugung jedoch, dass die mit diesem Amte verbundenen Geschäfte Ihnen nicht lästig fallen werden, habe Ich Mich durch jene Rücksicht nicht bestimmen lassen können, auf Meinen Wunsch, Ihren Namen an der Spitze des Ordens zu sehen, zu verzichten, und hoffe auch jetzt, dass Sie diesem Wunsch nachkommen und Ihrem in dem Abschreiben vom 16. d. Mts. geäußerten Bedenken keine weitere Folge geben werden.«⁶⁵

So mußte *Savigny* das Amt annehmen. In einem Brief vom 7. Januar 1860 offenbarte er, daß ihm die Kanzlerwürde keinerlei Freude bereite, »da ich bei meinem stets schwächer werdenden Kopf nicht im Stande bin, den Stand der Wissenschaften so zu verfolgen, wie ich es als Kanzler eigentlich müßte«. ⁶⁶ Sein Tod am 25. Oktober 1861 beendete auch dieses Kapitel seines öffentlichen Lebens.

Savigny, ein Olympier, der auf Höhen stand, die für einen ordentlichen Bürger gänzlich unerreichbar waren? Offensichtlich war *Savigny* kraft Begabung, Fleißes und Ehrgeizes eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit. Aber er war eben auch ein Kind seiner Zeit, verhaftet seinen adligen Ursprüngen, beeinflußt von den Urteilen und Vorurteilen seiner Epoche. Sein Charakterbild muß in den Augen des Betrachters schwanken, je nachdem, welchen Eigenschaften er den Vorrang zumißt.⁶⁷

Anmerkungen

- 1 Friedrich Carl von Savigny (1779-1861), Friedrich Carl von Savigny – ein Frankfurter in Berlin, in: Stefan Grundmann u. a. (Hrsg.), Festschrift 200 Jahre Juristische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Berlin 2010, S. 135-177.
- 2 Vgl. im Vorgriff auf das Jubiläum Joachim Rückert, Die Historische Rechtsschule nach 200 Jahren – Mythos, Legende, Botschaft, Juristenzeitung 2010, 1-9. Umfassende kritische Würdigung auch durch Benjamin Lahusen, Alles Recht geht vom Volksgeist aus. Friedrich Carl von Savigny und die moderne Rechtswissenschaft, Berlin 2013.

- 3 Wegen näherer Einzelheiten vgl. Ernst Landsberg, Savigny, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 30, München 1890, S. 425, 425 f.
- 4 Über das Zusammentreffen mit Karoline von Günderrode im Juni 1799 und die gegenseitige Zuneigung dieser beiden Personen vgl. Adolf Stoll, Der junge Savigny. Kinderjahre, Marburger und Landshuter Zeit Friedrich Karl von Savignys [Stoll I], Berlin 1927, S. 98. Christa Wolf hat in ihrem Roman »Kein Ort. Nirgends«, Frankfurt 2007, diese Beziehung in einer Weise dramatisiert, die offenbar wenig Bezug zu den tatsächlichen Geschehnissen hat. Vgl. aus der neueren Literatur Markus Hille, Karoline von Günderrode, Hamburg 1999, S. 34-44; Dagmar von Gersdorff, »Die Erde ist mir Heimat nicht geworden«. Das Leben der Karoline von Günderrode, Frankfurt a. M. und Leipzig 2006, S. 32-50.
- 5 Ludwig Enneccerus, Friedrich Carl v. Savigny und die Richtung der neuen Rechtswissenschaft, Marburg 1879, S. 11.
- 6 Siehe aber die eher skeptischen Bemerkungen von Ernst Landsberg, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, Bd. III/2, München/Berlin 1910, S. 191-194.
- 7 Philipp Funk, Der geistesgeschichtliche Ort Friedrich Karl von Savignys, Historisches Jahrbuch 50 (1950), 189 (194).
- 8 Zu dieser Zeit vgl. die Darstellung von Jochen Otto, Auf den Spuren von Friedrich Carl von Savigny (1779-1861): Auf dem Weg nach Berlin: 1804-1810, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung 129 (2012), 604-635.
- 9 Dazu anschaulich Otto, *ibid.*, S. 617.
- 10 Brief aus Landshut vom 22.12.1808, abgedruckt bei: Enneccerus (Fn. 5), S. 57 (58).
- 11 Brief aus Landshut vom 25.9.1809, *ibid.*, S. 59 (60).
- 12 Brief vom 29.4.1809 an Arnim, in: Heinz Härtl (Hrsg.), Arnims Briefe an Savigny 1803-1831, Weimar 1982, S. 182.
- 13 Vgl. Brief aus Berlin vom 1.10.1810, abgedruckt bei Enneccerus (Anm. 5), S. 63.
- 14 Vgl. etwa die überschwenglichen Äußerungen von J.C. Bluntschli, wiedergegeben bei Alfred Stoll, Friedrich Karl v. Savigny. Ministerzeit und letzte Lebensjahre 1842-1861 [Stoll III], Berlin 1939, S. 189.
- 15 Über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland, Heidelberg 1814, abgedruckt in: Jacques Stern (Hrsg.), Thibaut und Savigny. Ein programmatischer Rechtsstreit auf Grund ihrer Schriften, Berlin 1914, Neudruck Darmstadt 1959, S. 35-68.
- 16 Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidel-

- berg 1814, in: Jacques Stern (Hrsg.), Thibaut und Savigny. Ein programmatischer Rechtsstreit auf Grund ihrer Schriften, Berlin 1814, Neudruck Darmstadt 1959, S. 69-166.
- 17 Ibid., S. 77.
- 18 Ibid., S. 79.
- 19 Ibid., S. 78.
- 20 Dazu jüngst auch Wolfgang Paul Reutter, »Objektiv Wirkliches« in Friedrich Carl von Savignys Rechtsdenken, Rechtsquellen- und Methodenlehre, Frankfurt a. M. 2011, S. 109.
- 21 Was ist uns Savigny?, 1911, abgedruckt in: Helmut Coing und Gerhard Immel (Hrsg.), Hermann Kantorowicz, Rechtshistorische Schriften, Karlsruhe 1970, S. 397-417. Vgl. auch die Kritik von Landsberg (Anm. 6), S. 221 f.; Heinrich Mitteis, Die Rechtsidee in der Geschichte, Weimar 1957, S. 503-505. Vermittelnd Paul Koschaker, Europa und das römische Recht, 2. Aufl. München 1953, S. 281-283. Eingehende Auseinandersetzung mit dem von Savigny beschworenen Konzept des römischen Rechts als eines Idealtypus des Rechts überhaupt jetzt auch bei Lahusen (Anm. 2), wo etwa auf S. 72 die Qualifikation des römischen Rechts als Produkt des deutschen (!) Volksgesistes als »geradezu irrsinnige Behauptung« bezeichnet wird.
- 22 Abgedruckt in: Stern (Anm. 15), S. 212 (214). Landsberg (Anm. 6), S. 211, spricht gar von einem »Abscheu« gegenüber dem Naturrecht. So mußte Savigny sich konsequenterweise auch dem Gedanken unveränderlicher, angeborener Menschenrechte verschließen, vgl. Rüdiger Suppé, Die Grund- und Menschenrechte in der deutschen Staatslehre des 19. Jahrhunderts, Berlin 2004, S. 106 f.
- 23 Franz Wieacker, Privatrechtsgeschichte der Neuzeit, 2. Aufl. Göttingen 1967, S. 349.
- 24 Koschaker (Anm. 21), S. 269.
- 25 Beruf (Anm. 16), S. 102 ff.
- 26 Beruf (Anm. 16), S. 106-108.
- 27 Jürgen Kuczynski, Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 6: Gelehrtenbiographien, Berlin 1977, S. 125-157 (über Savigny); Hermann Klenner, Anmerkungen zu »Savigny«, ibid., S. 158-173.
- 28 Hans Kiefner, Thibaut und Savigny – Bemerkungen zum Kodifikationsstreit, in: Arno Buschmann u. a. (Hrsg.), Festschrift für Rudolf Gmür, Bielefeld 1983, S. 53 ff.
- 29 Savigny und die deutsche Privatrechtswissenschaft, *Ius Commune* VIII (1979), 9 (18 f.).
- 30 System des heutigen Römischen Rechts, Bd. 1, Berlin 1840, S. 333.

- 31 System, *ibid.*, S. 42 Anm. b).
- 32 System des heutigen Römischen Rechts, Bd. 2, Berlin 1840, S. 235 ff.
- 33 Dazu Ulrich Huber, Savignys Lehre von der Auslegung der Gesetze in heutiger Sicht, *Juristenzeitung* 2003, 1-17.
- 34 Dazu auch Jan Schröder, *Recht als Wissenschaft. Geschichte der juristischen Methodenlehre in der Neuzeit (1500-1933)*, 2. Aufl. München 2012, S. 217.
- 35 Ein übertriebenes Bild der rechtschöpferischen Tätigkeit Savignys zeichnet allerdings Rückert (Anm. 2), S. 1 (2).
- 36 Seine Amtszeit wird als wenig erfolgreich geschildert von Hans Schneider, *Der Preussische Staatsrat 1817-1918*, München und Berlin 1951, S. 102: Savigny habe sein Amt mit dem »Mute des Ahnungslosen« übernommen.
- 37 Vgl. Schneider, *ibid.*, S. 43-47.
- 38 Vgl. Wolfgang van Hall, *Savigny als Praktiker. Die Staatsratsgutachten (1817-1842)*, Diss. Kiel 1981, S. 11.
- 39 A. a. O. (Anm. 36), S. 101.
- 40 Vgl. auch Lahusen (Anm. 2), S. 27.
- 41 Van Hall (Anm. 38), S. 117.
- 42 System, Bd. 1 (Anm. 30), S. 366. Vgl. auch die Bemerkung in System, Bd. 2 (Fn. 32), wo die Sklaverei ohne weiteres in die vermögensrechtlichen Rechtsverhältnisse eingereiht wird, wobei nicht klar wird, ob es sich dabei lediglich um einen Rückblick in die Vergangenheit handelt.
- 43 Van Hall (Anm. 38), S. 194.
- 44 Adolf Stölzel, *Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung*, Bd. 2, Berlin 1888, S. 625.
- 45 Rudolf von Jhering, *Erinnerungen an Bismarck und Savigny*, in: *Deutsche Dichtung*, Bd. XIII, herausgegeben von Karl Emil Franzer, 1893, S. 47, 49; so auch Landsberg (Anm. 6), S. 238.
- 46 Wolf-Christian von Arnswaldt, *Savigny als Strafrechtspraktiker: Ministerium für die Gesetzesrevision, Baden-Baden 2003*, S. 317; Friedrich Ebel, *Savigny Officialis*, Berlin / New York 1987, S. 25; van Hall (Anm. 38), S. 159.
- 47 Von Arnswaldt, *ibid.*
- 48 Vgl. Lahusen (Anm. 2), S. 123-126.
- 49 Vgl. Horst Heinrich Jakobs, *Der Ursprung der geschichtlichen Rechtswissenschaft in der Abwendung Savignys von der idealistischen Philosophie*, in: *ders., Kleine Schriften zum Römischen Recht*, Goldbach 2004, S. 493 (497).
- 50 Vgl. Otto (Anm. 8), S. 612; Stoll III (Anm. 14), S. 218-238.
- 51 Landsberg (Anm. 3), S. 450 f.
- 52 Vgl. Dieter Nörr, *Fragmentarisches zu Goethe und Savigny*, in: A. Buschmann u. a. (Hrsg.), *Festschrift für Rudolf Gmür*, Bielefeld 1983, S. 87 ff.

- 53 System (Anm. 30), S. XI.
- 54 Abgedruckt in Stern (Anm. 15), S. 212 (214).
- 55 Thomas Henne und Casten Kretschmann, Der christlich fundierte Antijudaismus Savignys und seine Umsetzung in der Rechtspraxis, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 119 (2002), S. 250 ff.
- 56 Vgl. Schneider (Anm. 36), S. 193.
- 57 Van Hall (Anm. 38), S. 290.
- 58 Zu dieser Auseinandersetzung vgl. den auch dokumentarisch gut belegten Aufsatz von Johann Braun, »Schwan und Gans«, Juristenzeitung 1979, S. 769-775.
- 59 Zitiert von Braun, *ibid.*, S. 770.
- 60 Der Kronprinz äußerte sich zu der Ausnutzung seiner temporären Abwesenheit von Berlin in zwei empörten Briefen an Savigny und den Justizminister vom Silvester 1828 und vom 8. Januar 1829, abgedruckt bei: Stoll III (Anm. 14), S. 281.
- 61 Vgl. den Brief vom 29. 12. 1828 an Gans, abgedruckt bei Braun (Anm. 58), S. 772.
- 62 Dazu Härtl (Anm. 12), S. 15.
- 63 Vgl. die Darstellung von Adolf Stoll, Friedrich Karl v. Savigny. Professorenjahre in Berlin 1810-1842 [Stoll II] Berlin 1929, S. 379-389.
- 64 Schreiben vom 14. 12. 1859, abgedruckt bei Stoll III (Anm. 14), S. 165.
- 65 Order vom 19. 12. 1859, *ibid.*, S. 166.
- 66 *Ibid.*
- 67 Mit Fußnoten versehener und durchgesehener Text eines Vortrages, den der Verf. am 10. Juni 2013 vor den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite gehalten hat.

VIERTER TEIL

BILDER



Das neue Ordensmitglied Caroline W. Bynum im Gespräch
mit Wolfgang Gerok



Wolfgang Gerok und Robert Huber



Hermann Haken beobachtet Anton Zeilinger am Laptop



Ernst-Joachim Mestmäcker und Willem J. M. Levelt



Eric R. Kandel und Dani Karavan
Jahrgang 1929 und 1930



Bernard Andreae ordnet Christian Tomuschats Ordenszeichen



Willem J.M. Levelt, Yuri Manin und Lorraine Daston
blättern in den Sitzungsunterlagen



Peter Stein im Gespräch mit dem neuem Ordensmitglied
Wolfgang Rihm



Stig Strömholm, Hans Magnus Enzensberger,
Durs Grünbein und Wolfgang Rihm



Caroline W. Bynum mit Ordenszeichen



Wolfgang Rihm mit Ordenszeichen



Barbara Klemm, Xenia Semenova
und Gerd Gigerenzer



Drei Amerikanische Ordensmitglieder: James Sheehan,
Caroline W. Bynum und Lorraine Daston



Günther Uecker und Eric Wieschus



Staatsminister Bernd Neumann im Gespräch mit
Hermann Parzinger und Wolfgang Rihm



Der Chef des Bundespräsidialamtes, Staatssekretär David Gill
im Gespräch mit Staatsminister Bernd Neumann und
Ordenskanzler Eberhard Jüngel



Hans Magnus Enzensberger und James Sheehan



Die neu gewählten Vizekanzler des Ordens
Durs Grünbein und Christian Tomuschat



Hermann Haken und Walter Gehring



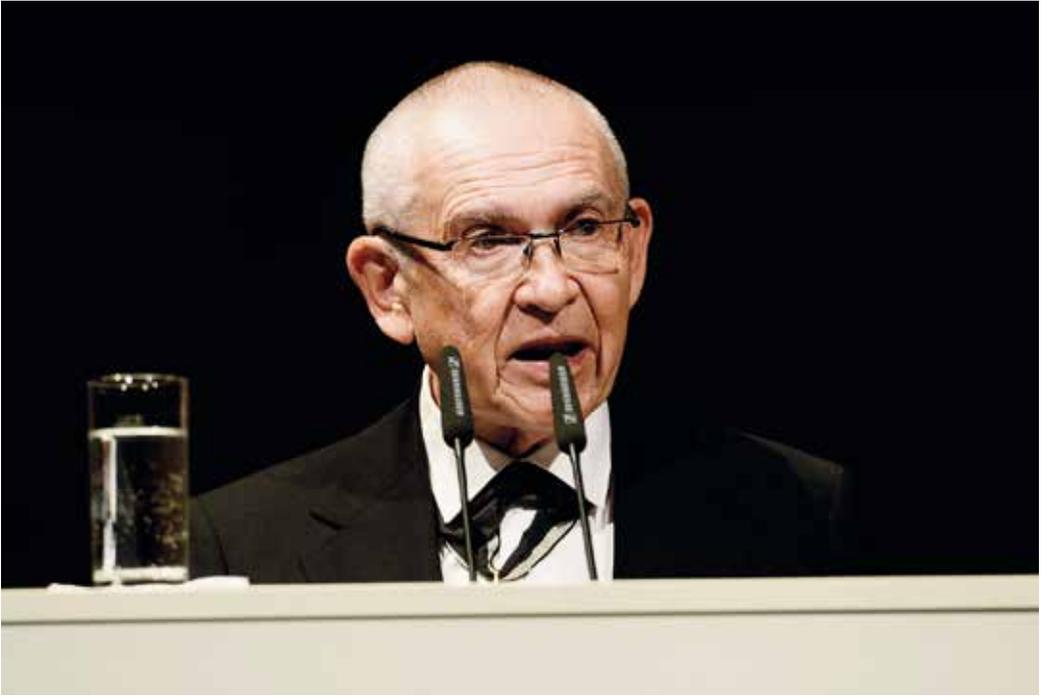
Der amtierende Ordenskanzler Eberhard Jüngel und die designierte
Ordenskanzlerin Christiane Nüsslein-Volhard



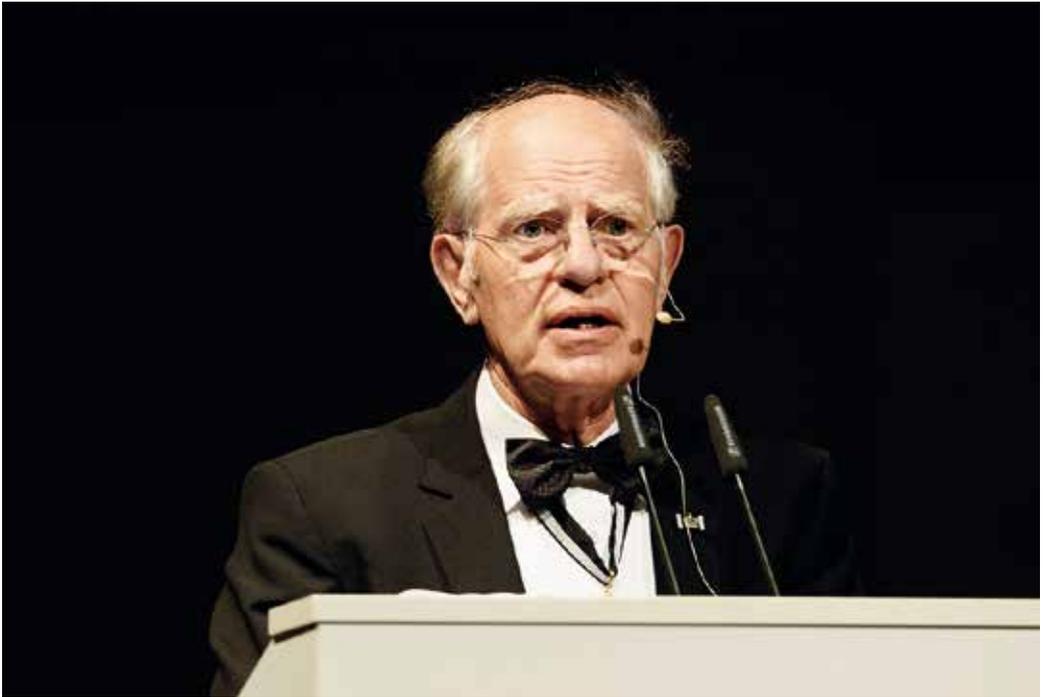
Eberhard Jüngel bei seiner Eröffnungsrede



Ludwig Finscher hält die Gedenkworte für
Dietrich Fischer-Dieskau



Yuri Manin hält die Gedenkworte für
Friedrich Hirzebruch



Willem J.M. Levelt bei seinem Festvortrag



Laudatio von James Sheehan für
Caroline W. Bynum



Ordenskanzler Eberhard Jüngel »segnet«
Caroline W. Bynum



Aribert Reimann hält die Laudatio auf
Wolfgang Rihm



Wolfgang Rihm bedankt sich



Wolfgang Rihm bei seiner Dankrede



Renate und Horst Albach im Gespräch mit Gästen des Ordens



Lorraine Daston, Yuri Manin und Xenia Semenowa



Svante Pääbo mit Brigitte Doleschel und Robert Huber



Freunde: Aribert Reimann und Wolfgang Rihm



Christine Windbichler, Witve des Ordensmitglieds Paul B. Baltes,
Günther Uecker und Christine Uecker-Steinfeld



Bernd Schultz, Villa Grisebach und Durs Grünbein



Bundespräsident Joachim Gauck und Daniela Schadt
begrüßen Willem und Elisabeth Levelt-Jakobs



Eberhard Jüngel, Christiane Nüsslein-Volhard und
Bundespräsident Joachim Gauck



Verleger Klaus G. Saur und Publizist Stephan Speicher



Botschafter Heinrich Kreft, Sonderbeauftragter für den Dialog zwischen den Kulturen, und Jörg Meiner, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten



Christiane Nüsslein-Volhard, Wolfgang Rihm
mit Staatsminister Bernd Neumann



Bernard Andreae und Stig Strömholm



Christian Tomuschat, Werner Knopp, ehemaliger Präsident
der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, und Sigrid Belker-Roy



Vreneli Busmann, Renate Albach und Ingeborg Hirzebruch



Katharina Enzensberger, Barbara Klemm und Leonard Hilbert



Ernst-Joachim Mestmäcker und Herrmann Haken



Staatsminister Bernd Neumann bei seiner Rede zum Urheberrecht



Die neugewählte Kanzlerin des Ordens Christiane Nüsslein-Volhard



Begrüßung der Ordensmitglieder durch den Kurator
der Kunstsammlung des Deutschen Bundestages
Andreas Kaernbach



Im Jakob-Kaiser-Haus des Deutschen Bundestages



Einer der Architekten des Jakob-Kaiser-Hauses, Peter Busmann



Gerhard Casper, Peter von Matt, Christiane Nüsslein-Volhard
und James Sheehan: Ausblicke auf die Architektur



Blick auf die Installation »Grundgesetz 49« von
Dani Karavan am Jakob-Kaiser-Haus



Auf der Galerie



Andreas Kaernbach, Kurator der Kunstsammlung des Deutschen Bundestages, erläutert seine Kunstwerke



Zwei Künstler: Barbara Klemm und
Dani Karavan



Bernhard Andreae bringt den Ordensmitgliedern
das römische Erbe Triers nahe



Durs Grünbein liest aus seiner Neuübersetzung
der *Mosella* des Decimus Magnus Ausonius

ANHANG

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE
SATZUNG

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste,

- den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, beraten durch Alexander von Humboldt, am 31. Mai 1842 dem 1740 von Friedrich dem Großen gestifteten Orden Pour le mérite als dessen Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften und die Künste hinzugefügt hat,
- der nach dem Ende der Monarchie und einem allgemeinen Ordensverbot im Deutschen Reich mit Genehmigung des Preußischen Staatsministeriums vom 4. März 1924 als eine sich selbst ergänzende »Freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern« weiter bestehen konnte,
- und der nach 1933 an Neuwahlen gehindert war,

hat sich in der Bundesrepublik Deutschland auf Anregung von Bundespräsident Theodor Heuss mit dem 31. Mai 1952 durch Kooptationen gemäß den Statuten von 1924 wieder ergänzt und erneuert.

Das Ordenskapitel hat am 31. Mai 1954 den Herrn Bundespräsi-

ten gebeten, das Protektorat des Ordens zu übernehmen. Bundespräsident Heuss hat durch Schreiben vom 4. August 1954 dieser Bitte entsprochen und erklärt, »daß das Staatsoberhaupt der Bundesrepublik Deutschland die Verpflichtungen eines pfleglichen Schutzes übernimmt.«

Am 30. Mai 2010 hat das Ordenskapitel die folgende revidierte Satzung beschlossen, die auf der Grundlage der Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 an die Stelle der 1956, 1963, 1969 und 1990 geänderten oder ergänzten Satzung tritt.

§ 1

(1) Mitglieder des Ordens können nur Frauen und Männer werden, die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben.

(2) Sie tragen den Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste in seiner durch die Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 bestimmten Form: »Der doppelt gekrönte Namenszug Friedrichs des Zweiten umgiebt, viermal wiederholt, in Kreuzesform, ein rundes goldenes Schild, in dessen Mitte der Preußische Adler steht. Die Ordens-Devise umgiebt ringförmig, auf blau emallirtem Grunde, das Ganze, die Namenszüge mit den Kronen verbindend.«

(3) Dieses Ordenszeichen ist Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Jedes Mitglied ist verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß nach seinem Tode sein Ordenszeichen an den Eigentümer zurückgegeben wird.

§ 2

(1) Das Ordenskapitel setzt sich aus inländischen und ausländischen Mitgliedern zusammen.

(2) Inländische Mitglieder sind in Deutschland tätige deutsche Staatsangehörige, können aber auch Angehörige anderer Staaten sein, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler in Deutschland leben und wirken.

(3) Die Zahl der inländischen Mitglieder ist auf vierzig begrenzt.

(4) Ausländische Mitglieder sind Angehörige anderer Staaten, können aber auch deutsche Staatsangehörige sein, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler im Ausland leben und wirken.

(5) Die Zahl der ausländischen Mitglieder soll die der inländischen Mitglieder nicht übersteigen.

§ 3

Von den inländischen wie den ausländischen Mitgliedern des Ordenskapitels soll etwa die gleiche Anzahl auf die Klassen der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften und der Künste entfallen.

§ 4

Das Ordenskapitel tritt wenigstens einmal im Jahr in zeitlicher Nähe zum 31. Mai als dem Stiftungstag des Ordens zusammen.

§ 5

(1) Das Ordenskapitel wählt aus dem Kreis der inländischen Mitglieder durch Stimmzettel mit einfacher Mehrheit der Anwesenden einen Kanzler und zwei Vizekanzler. Der Ordenskanzler bestimmt einen der Vizekanzler zu seinem Stellvertreter.

(2) Kanzler und Vizekanzler müssen inländischen Wohnsitz haben und deutsche Staatsbürger sein.

(3) Jede der in § 3 genannten Klassen soll durch den Kanzler oder einen Vizekanzler vertreten sein.

(4) Die Amtszeit des Kanzlers und der Vizekanzler beträgt vier Jahre. Einmalige Wiederwahl ist möglich.

§ 6

(1) Für die Wahl neuer Mitglieder machen der Kanzler und die Vizekanzler Vorschläge.

(2) Zur Vorbereitung von Wahlen werden Anregungen regelmäßig in den Kapitelsitzungen erörtert.

(3) Die Vorschläge der Kanzler werden frühzeitig vor einer Wahl in schriftlicher Form allen Mitgliedern des Ordenskapitels übermittelt.

(4) Eine Wahl kann nur stattfinden, wenn sich mindestens zwei Drittel der inländischen Mitglieder des Kapitels an ihr beteiligen. Ausdrückliche Stimmenthaltung gilt als Teilnahme an der Wahl.

(5) Gewählt wird in der Kapitelsitzung durch Stimmzettel. Mitglieder, die verhindert sind, an der Sitzung teilzunehmen, können ihre Stimme in geschlossenem Umschlag an den Kanzler senden.

(6) Es sollten in einem Jahr nicht mehr als vier neue Mitglieder gewählt werden.

§ 7

(1) Gewählt ist, wer zwei Drittel der Stimmen der in der Kapitelsitzung anwesenden Mitglieder und die Mehrheit der Stimmen der insgesamt an dieser Wahl teilnehmenden Mitglieder auf sich vereinigt.

(2) Sind in der Kapitelsitzung mindestens zwei Drittel der Mitglieder anwesend, so kann das Kapitel auch unabhängig von den Vorschlägen der Kanzler eine Wahl vornehmen. Gewählt ist in diesem Fall, wer eine Mehrheit von zwei Dritteln der Anwesenden erreicht.

§ 8

(1) Hat die gewählte Person die Wahl angenommen, teilt der Kanzler dem Protektor des Ordens diese Wahl mit und unterrichtet die Mitglieder des Ordenskapitels.

(2) Nachdem dem Protektor des Ordens das Ergebnis der Wahl mitgeteilt worden ist, wird die Öffentlichkeit durch den Kanzler informiert.

(3) Auf der nächsten öffentlichen Sitzung soll dem neu gewählten Mitglied das in § 1, Absatz 2 und 3 beschriebene Ordenszeichen übergeben werden.

Der in der Kapitelsitzung am 30. Mai 2010 in Berlin beschlossenen und mir vorgelegten Neufassung der Satzung des Ordens erteile ich die Genehmigung.

Berlin, den 23. September 2010 Der Bundespräsident
Wulff

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

MITGLIEDER

I = Inländische Mitglieder
A = Ausländische Mitglieder
Stand: 1. Dezember 2013

MAGDALENA ABAKANOWICZ (A) IN WARSCHAU, POLEN	BILDHAUERIN
HORST ALBACH (I) IN BONN	BETRIEBSWIRTSCHAFTLER
BERNARD ANDREAE (I) IN BERLIN	ARCHÄOLOGE
HANS BELTING (I) IN KARLSRUHE	KUNSTHISTORIKER
GÜNTER BLOBEL (A) IN NEW YORK, USA	ZELLBIOLOGE
PIERRE BOULEZ (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KARL DIETRICH BRACHER (I) IN BONN	HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER
ALFRED BRENDEL (A) IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
WALTER BURKERT (I) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	ALTPHILOLOGE
PETER BUSMANN (I) IN KÖLN	ARCHITEKT
CAROLINE W. BYNUM (A) IN Atlanta, GA., USA	MEDIAVISTIN
GERHARD CASPER (A) IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
LORRAINE DASTON (A) IN BERLIN	WISSENSCHAFTS- HISTORIKERIN
ALBRECHT DIHLE (I) IN KÖLN	ALTPHILOLOGE
UMBERTO ECO (A) IN MAILAND, ITALIEN	SEMIOTIKER
MANFRED EIGEN (I) IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
HANS MAGNUS ENZENSBERGER (I) IN MÜNCHEN	SCHRIFTSTELLER

JOSEF VAN ESS (I) IN TÜBINGEN	ISLAMWISSENSCHAFTLER
ALBERT ESCHENMOSER (A) IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
BRIGITTE FASSBAENDER (A) IN OBING,	SÄNGERIN
LUDWIG FINSCHER (I) IN WOLFENBÜTTEL	MUSIKWISSENSCHAFTLER
LORD NORMAN FOSTER (A) IN LONDON, ENGLAND	ARCHITEKT
WALTER GEHRING (A) IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
WOLFGANG LUDWIG GENZEL (I) IN GARCHING	ASTROPHYSIKER
REINHARD GEROK (I) IN FREIBURG i. BR.	MEDIZINER
ANTHONY GRAFTON (A) IN PRINCETON, USA	HISTORIKER
DURS GRÜNBEIN (I) IN ROM	LYRIKER
seit 2013: VIZEKANZLER	
SOFIA GUBAIDULINA (A) IN APPEN BEI HAMBURG	KOMPONISTIN
THEODOR W. HÄNSCH (I) IN MÜNCHEN	PHYSIKER
HERMANN HAKEN (I) IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
NIKOLAUS HARNONCOURT (A) IN ST. GEORGEN	MUSIKER
ROBERT HUBER (I) IN GERMERING	CHEMIKER
RUDOLF JAENISCH (I) IN Cambridge, Mass., USA	VIROLOGE, IMMUNOLOGE
EBERHARD JÜNGEL (I) IN TÜBINGEN	THEOLOGE
ERIC R. KANDEL (A) IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE
DANI KARAVAN (A) IN TEL AVIV, ISRAEL	BILDHAUER UND ARCHITEKT
BARBARA KLEMM (I) IN FRANKFURT	FOTOGRAFIN
IMRE KERTÉSZ (A) IN BUDAPEST, UNGARN	SCHRIFTSTELLER
GYÖRGY KURTÁG (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST
JUTTA LAMPE (I) IN BERLIN	SCHAUSPIELERIN
JEAN-MARIE LEHN (A) IN STRASSBURG, FRANKREICH	CHEMIKER
WILLEM J. M. LEVELT (A) IN AMSTERDAM, NIEDERLANDE	SPRACHWISSENSCHAFTLER
YURI MANIN (I) IN BONN	MATHEMATIKER
PETER VON MATT (A) IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER (I) IN HAMBURG	RECHTSGELEHRTER
ERWIN NEHER (I) IN GÖTTINGEN	BIOPHYSIKER
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD (I) IN TÜBINGEN	ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
seit 2013: KANZLERIN DES ORDENS	
SVANTE PÄÄBO (I) IN LEIPZIG	PALÄOGENETIKER
HERMANN PARZINGER (I) IN BERLIN	PRÄHISTORIKER UND ARCHÄOLOGE

HUBERTUS VON PILGRIM (I) IN PULLACH	BILDHAUER UND KUPFERSTECHEUR KOMPONIST UND PIANIST
ARIBERT REIMANN (I) IN BERLIN	KOMPONIST
WOLFGANG RIHM (I) IN KARLSRUHE	MEDIZINER
BERT SAKMANN (I) IN MARTINSRIED	PIANANIST UND DIRIGENT
ANDRÁS SCHIFF (A) IN BUDAPEST	GERMANIST
ALBRECHT SCHÖNE (I) IN GÖTTINGEN	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
REINHARD SELTEN (I) IN BONN	BILDHAUER
RICHARD SERRA (A) IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
JAMES J. SHEEHAN (A) IN STANFORD, CA., USA	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
ROBERT M. SOLOW (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	REGISSEUR
PETER STEIN (I) IN AMELIA, ITALIEN	HISTORIKER
FRITZ STERN (A) IN NEW YORK, USA	RECHTSGELEHRTER
STIG STRÖMHOLM (A) IN UPPSALA, SCHWEDEN	MATHEMATIKER
JACQUES LÉON TITS (A) IN PARIS, FRANKREICH	JURIST
CHRISTIAN TOMUSCHAT (I) IN BERLIN seit 2013: VIZEKANZLER	BILDHAUER
GÜNTHER UECKER (I) IN DÜSSELDORF	SCHRIFTSTELLER
MARTIN WALSER (I) IN ÜBERLINGEN	KREBSFORSCHER
ROBERT WEINBERG (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	MOLEKULARBIOLOGE
CHARLES WEISSMANN (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	REGISSEUR
WIM WENDERS (I) IN BERLIN	INFORMATIKER
NIKLAUS WIRTH (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
HANS GEORG ZACHAU (I) IN MÜNCHEN	PHYSIKER
ANTON ZEILINGER (A) IN WIEN, ÖSTERREICH	IMMUNOLOGE
ROLF ZINKERNAGEL (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	

Sekretariat des
Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste
bei dem Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien
Leiter: Ministerialrat Dr. Horst Claussen
Graurheindorfer Straße 198
53117 Bonn

Tel.: 030 18 681 44 215
Telefax: 030 18 681 5 44 215
E-Mail: Ordenplm@bkm.bund.de
Internet: www.orden-pourlemerite.de

Bildnachweise:
S. 21 S. Toepffer
S. 29 Privatbesitz
S. 153 S. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten
S. 175-209; 212-221; 222-229 axentis.de / Georg Lopata
S. 210-211 Bundesbildstelle des Presse- und Informationsamtes der
Bundesregierung
S. 230-231 Privatbesitz

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2014
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Walbaum
Lithographie: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISSN 0473-145X
ISBN 978-3-8353-1321-7

